



Der Friesenpastor.

Kriminalroman

von

Dietrich Theden.

7

Neunzehntes Kapitel.

Der nach einer Seite vom Gebäude des Zellengefängnisses und nach den übrigen von weit über mannshohen, roten Ziegelmauern umschlossene enge Gefängnishof, in dem Niels Johannsen jeden Vormittag einen halb- bis ganzstündigen Spaziergang machen durfte, lag im Winterschmud. Die asphaltierte Bodenfläche, die Krönung der Mauern, die vorspringenden Fensterbänke und die Querstangen der Eisengitter an den Fenstern waren mit frischgefallenem Schnee bedeckt, der in das tote Einerlei eine fesselnde Abwechslung brachte. Johannsen blieb stehen, heftete den erstaunten Blick auf das blendende, schimmernde Weiß und schloß in pochender, betäubender Erregung die schmerzenden Augen, um vor seinem Innern die weite, weiße Fläche des Friesenlandes, das schneeige Vorland nach der See und das fern wogende, tief dunkelblaue Meer wie ein feenhaftes Traumgebilde erstehen zu lassen. Ein tiefes Stöhnen entrang sich seiner Brust, als er wieder aufsaß und wie erwachend den ihn umgebenden steinernen Käfig neu erkannte. Er taumelte in eine Ecke und lehnte das graue, schmerzende Haupt gegen die kalte Mauer, während heiße Thränen ihm über die Wangen tropften. Erst nach Minuten fühlte er die Kraft, schwankend seinen Gang wieder aufzunehmen. Ihn fröstelte, er zog den Ueberzieher mechanisch fester an, schlug den Kragen hoch und beschrieb den engen Kreis mit so beschleunigtem Schritte, als seine Kräfte es zuließen. Er sah und dachte nichts mehr, er empfand nur die ihn körperlich belastigende Kälte und den bannenden, brennenden, seelischen Jammer über seine trostlose Lage. Er leuchtete vom raschen Gange und hörte wie aus dumpfem, fernem Brausen seinen Namen rufen, ohne zu erfassen, daß in der auf den Hof mündenden Flurthür des Zellengebäudes ein Aufseher erschienen war, der rasch hintereinander den Namen wirklich ausrief. Erst als der Beamte auf den Hof und vor Johannsen hintrat, hielt dieser in seiner Wanderung inne und stieß mit vor innerer Erschütterung vibrierender Stimme leise ein fragendes: „Ist meine Zeit schon um?“ hervor.

„Nein, Sie sollen zum Herrn Staatsanwalt geführt werden. Kommen Sie schnell. Ich habe schon ein paarmal gerufen; Sie hörten mich nicht.“

Johannsen schritt dem Aufseher voraus, wurde von einem zweiten Beamten in Empfang genommen und ohne Aufenthalt nach dem Zimmer des Staatsanwalts geleitet.

Carlson stand hinter seinem Schreibtisch. Er hielt ein Schriftstück in der Hand, musterte den Verurteilten flüchtig und nahm sogleich das Wort. Seine Stimme klang fest und schneidend wie immer.

„Ich habe Ihnen eine Eröffnung zu machen. Nach

Illustr. Welt. 1898. 17.



Der kleine Doktor.

Nach dem Gemälde von L. van Gelder.

§ 485 der Strafprozessordnung bedürfen Todesurteile zu ihrer Vollstreckung keiner Bestätigung. Die Vollstreckung ist jedoch erst zulässig, wenn die Entschliessung des Staatsoberhauptes ergangen ist, von dem Begnadigungsrechte keinen Gebrauch machen zu wollen. Seine Majestät haben aus allerhöchsteigener Entschliessung oder infolge der, wie Sie wissen, von drei Seiten eingereichten Bitte um Begnadigung die Umwandlung der Strafe an Leib und Leben in eine zeitlich begrenzte Freiheitsstrafe zu befehlen geruht. Eine Abschrift des allerhöchsten Erlasses ist mir vom königlichen Herrn Oberstaatsanwalt soeben zugegangen und hat folgenden Wortlaut:

„Wir, Wilhelm, von Gottes Gnaden König von Preußen, wollen, nachdem uns über das rechtskräftige Urteil des Schwurgerichtes bei dem Landgericht zu Flensburg von Unserem Justizminister Vortrag gehalten worden, die durch dasselbe über den Pastor Niels Johannsen aus Holby wegen Mordes verhängte Todesstrafe in Zuchthausstrafe von fünfzehnjähriger Dauer hiermit aus Gnaden umwandeln.“

Gegeben im Schloß zu Berlin, den 20. November 1893.
Wilhelm. R.

(gegengezeichnet:) Schelling.“

Carlson legte den Erlass vor sich hin und fuhr kurz fort:

„Ich beglückwünsche Sie zu dieser Gnadenbezeugung von allerhöchster Stelle und behalte mir vor, über die Vollstreckung der Freiheitsstrafe nunmehr das Weitere demnächst anzuordnen.“

Er klingelte.

Der Gefangene ist abzuführen.“

Johannsen hatte teilnahmslos der Verlesung zugehört; wortlos, ohne Freude und ohne Dank, nur mit einem erhobten, dumpfen Druck auf Brust und Hirn, kehrte er in seine Zelle zurück.

Er hatte den Staatsanwalt kaum verlassen, als sich diesem der Rechtsanwalt Dr. Dürhus melden und ihn um eine sofortige Unterredung ersuchen ließ. Carlson setzte sich, nahm den Erlass zur Hand und überreichte ihn dem Anwalt beim Eintreten.

Dürhus durchlas das Schriftstück sichtlich bewegt, sagte sich aber sogleich zu kühler Reserve und erklärte ernst:

„Es ist mir eine Genugthuung, daß der Fall des Pastors Niels Johannsen an allerhöchster Stelle die erwartete, den Umständen entsprechende, gerechte Würdigung gefunden und durch die begrenzte Freiheitsstrafe zu einer über das Uebliche hinausgehenden Gnadenerweisung geführt hat. Auch die schnelle Entschliessung schreibe ich nicht einem Zufall, sondern dem offenkundigen Interesse an allerhöchster Stelle und dem gnädigen Wunsche zu, einem auf schwankender Grundlage zur schwersten Strafe verurteilten, bis dahin unbescholtenen, reich verdienten Manne die Qual des drohenden, schmachvollen Todes zu ersparen oder doch zu kürzen. Für diese Gnade werden die Herzen aller um den Verurteilten forgenden Freunde voll warmer Dankbarkeit dem Throne zuschlagen; in ihr wird das Rechtsbewußtsein des ganzen deutschen Volkes freudig die erhebende Bestätigung der Thatfache finden, daß das Schwert der Justiz an rechter Stelle und in rechten, festen Händen ruht. — Ich nehme an, daß Sie den Verurteilten von dem Erlasse in Kenntnis gesetzt haben, und ich danke Ihnen, wenn es sofort nach Eingang geschehen ist. Da das Schriftstück mir nicht bekannt war, konnte es naturgemäß auch nicht mein Kommen veranlassen. Was mich herführt, ist der Wunsch, den Antrag auf abermalige Hinausschiebung der Straf Vollstreckung Ihnen persönlich zu übergeben. Ich stelle diesen Antrag, auf den die Gnadenbezeugung nur insoweit von Einfluß erscheint, als sie ihn zu unterstützen geeignet ist, hiermit schriftlich, unter gleichzeitiger Beibringung der juristischen Grundlagen, die eine Ablehnung meines Ansuchens ausschließen.“

„Ausschließen, Herr Rechtsanwalt?“ fragte Carlson mit Schärfe. „Gestatten Sie mir die Bemerkung, daß darüber allein das Gericht zu befinden hat.“

„Ich bin selbst Jurist,“ entgegnete Dürhus gereizt, „und bedarf dieser Belehrung nicht. Selbst wenn ich zu einem Gerichtshofe kein Vertrauen mehr hätte, wäre ich sicher, diesem meinem Antrage Folge gegeben zu sehen. Kein Gericht würde es verantworten können, oder wagen dürfen, einen Verurteilten den Grabesmauern des Zuchthauses zu überliefern, dessen angelegliche Ueberführung ein Irrtum von Grund aus war.“

Carlson fuhr auf.

„Beweise!“ forderte er schneidend.

„Ich bitte —“

Ernst Dürhus übergab ihm den schriftlich formulierten Antrag und den von der Hamburger Polizeibehörde beglaubigten Auszug der Auswandererliste.

Carlson zuckte zusammen. Er las noch einmal und ließ das behördliche Schriftstück sinken. Er rückte unruhig auf dem Sessel, wandte das marmorkalte Gesicht dem Fenster zu und starrte hinaus. Dann legte er den Gnadenersatz und den Antrag des Rechtsanwalts zusammen, drehte sich dem Verteidiger zu, fixierte ihn

sekundenlang gespannt und erklärte, ohne noch eine Spur der rasch vergangenen Erregung zu zeigen:

„Ich werde Ihren Antrag dem Gerichte unverzüglich unterbreiten und mich selbst Ihrem Ersuchen anschließen. Ich darf erachten, daß Sie auf Grund neuer Recherchen, die der Kenntnis des Gerichts entzogen blieben, der Identität des Ausgewanderten mit dem vorgeblich Ermordeten sich noch nach anderer Richtung hin und nicht bloß nach dem vorliegenden Schiffsausweis versichert haben, der eine mißbräuchliche Benutzung der Papiere des Stagen noch nicht ausschloß. Ich nehme nach Ihrem bisherigen energischen Vorgehen weiter an, daß Sie ohne meine Beihilfe selbständig Schritte gethan haben, die Identität über etwa bis jetzt noch nicht beseitigte Zweifel baldigst zu konstatieren und damit nicht nur den Strafausschub, sondern die Wiederaufnahme des Verfahrens aus Paragraph 399 zu begründen. Oder begegne ich Ihren Wünschen, wenn ich die Verfolgung der neu gewonnenen Fährte nunmehr als meine Aufgabe betrachte?“

„Nein. Ich erbitte lediglich die Verschiebung der Straf Vollstreckung. Die Erhebungen, die der Altonaer Kriminalkommissar von Pach in meinem Auftrage angestellt, beziehungsweise geleitet hat, haben Ergebnisse gezeigt, die nicht nur den Beweis für die Schuldlosigkeit Johannsens, sondern auch die Ueberführung des an seiner Statt thatsächlich Schuldigen in sichere und nahe Aussicht stellen. Um der Gefahr vorzubeugen, den vielleicht doppelt Schuldigen dem Arme der Gerechtigkeit sich entziehen zu lassen, kann ich dem unglücklichen Verurteilten nur die Schmach des Zuchthauses, nicht aber die noch etwas verlängerte Haft ersparen. Die Anzeichen sprechen dafür, daß der Peter Stagen zum mindesten durch Mitwisserschaft eines raffiniert ins Werk gesetzten Verbrechens mitbelastet ist. Gewißheit darüber dürfte der in diesem Augenblick nach New York abfahrende Kommissar von Pach baldigst schaffen, da ihm der Aufenthalt des Stagen drüben genau bekannt ist und die Ausforschung des Burschen nicht schwer halten wird.“

„Ich habe zu Ihrem planmäßigen Vorgehen das Vertrauen, daß ich mich der amtlichen Einschreitung meinerseits einstweilen enthalte. Wann gedenken Sie in der Lage zu sein, mir das für eine Wiederaufnahme des Verfahrens erforderliche Material zu unterbreiten?“

„In drei Wochen.“

„Sind Sie sicher, daß Sie nicht eine trügerische Hoffnung wecken, wenn Sie den Verurteilten von der anscheinend günstigen Wendung in Kenntnis setzen?“

„Unbedingt sicher, Herr Staatsanwalt.“

„Und das Einbekenntnis des Pastors?“

„Heilige — fast übermenschliche — Freundestreue.“

„Haben Sie auch für den rätselhafter Weise doch aufgefundenen Toten eine Erklärung?“

„Ich habe Beweise dafür, daß der mittellose Peter Stagen zu dem Zwecke heimlich ins Ausland geschafft wurde, um ihn tot erscheinen zu lassen. Um seinen Tod zu beweisen, wurde die Leiche, deren Herkunft noch in Dunkel gehüllt ist, untergeschoben.“

„Sie vermuten ein durchdacht angelegtes Nachwerk gegen den Pastor Johannsen?“

„Mit aller Gewißheit.“

„Hatte Johannsen einen Feind, dem ein solcher Anschlag zuzutrauen wäre?“

„Ja, einen. Einen gehässigen, brutalen, verschlagenen Menschen.“

„Sie kennen ihn?“

„Ich glaube es fest.“

„Darf ich um Ihre Erörterung wissen?“

Der Rechtsanwalt zögerte einen Augenblick. Carlson bemerkte es und fügte hinzu:

„Die Kenntnis des Namens hat für mich zurzeit nur Interesse, wenn er, wie — ich vermute, mir nicht fremd ist — wenn er zu den aus dem Prozeß bekannten gehört —“

„Allerdings.“

„Das genügt mir, Herr Rechtsanwalt. Der Bauer hätte einen gefährlichen Einfluß gewagt.“

„Hat sein Schurkenreich nicht schon halbes Gelingen gefunden?“ fragte Dürhus bitter.

„Halbes? Halber Erfolg ist halbes Mißlingen. Nützen Sie die Zeit aus, ich warte die angelegten drei Wochen ab. — Soll ich den Verurteilten Ihnen vorführen lassen?“

„Ich bitte.“

„Belieben Sie sich ins Nebenzimmer zu bemühen. Ein Zeuge Ihrer Unterredung ist überflüssig.“

Der Staatsanwalt schellte.

„Niels Johannsen — sogleich!“

„Johannsen? Schon wieder?“ fragte der Gefangenausscher. „Hat das was zu bedeuten? Ist was Besonderes los?“

Der mit der Abholung Johannsens beauftragte Beamte lehnte die Antwort brummend ab. Er geleitete den Verurteilten zu dem Vorgefetzten und verharrete an der Thür. Auf einen Wink Carlsons zog er sich zurück.

Der Staatsanwalt erhob sich und trat auf den niedergedrückten Geistlichen zu.

„Ihr Herr Verteidiger hat meiner Mitteilung von vorhin eine neue hinzuzufügen, Herr Pastor.“

Der bis zur Grausamkeit schonungslos Ankläger schritt höflich nach dem Nebenzimmer voraus, und in dem hageren, scharfgeschnittenen Faltengesichte zuckte es.

„Herr Doktor —!“

Ernst Dürhus breitete die Arme aus.

„Vater, lieber Vater!“ jubelte er.

Johannsen war wie betäubt.

Carlson zog die Thür leise zu, nahm wieder Platz und blätterte in einem Aktenfascikel. Er glättete ein paar Felssohlen, tupfte mit dem Finger auf hasten-gebliebenen Streusand, schüttelte das Fascikel aus und klappte es wieder zu.

„Justizmord?“ drang es zischend zwischen den aufeinandergepreßten Lippen hervor.

„Vater, ich habe eine Nachricht für dich — o, daß ich sie gleich in die Welt hinausrufen dürfte! Selge sendet dir tausend Küsse und Glückwünsche! Sie allein weiß um das beseligende Geheimnis, daß du bald uns allen und der Welt zurückgegeben werden mußt. Vater, deine Unschuld wird erwiesen werden, sonnenklar erwiesen, ach, du Guter, freue dich mit uns!“

„Unschuld?“ — fragte Johannsen, als zweifelte er, recht gehört zu haben.

„Du sollst den Peter ermordet haben, den blöden, dummen Peter —“

„Markward und die andern —“

„Haben es nicht bestätigt. Sie haben sich geirrt!“

„Mein Gott!“ Johannsen sagte sich an die Stirn.

„Geirrt? Und vor Gott beschworen? — Ernst — Ernst! Prüfe dich, ehe du eine solche Anklage erhebst! Erhebt gegen die, die mir teuer waren. Nein — laß mich hier — es ist furchtbar — sie sollen nicht leiden wie ich —“

„Sie haben sich keiner Verfehlung schuldig gemacht, nicht gegen dich und nicht gegen ihre Eidspflicht. Deine Kleidung haben Sie bezogen, die Kleidung des nächtlichen Arbeiters — dein Antlitz nicht. Die Kleidung trug ein anderer, Vater, nicht du; der Tote ist ein anderer, Vater, nicht Peter Stagen —“

„Nicht Peter?“ — schrie Johannsen auf.

„Peter lebt!“

Niels Johannsen faltete die Hände. „Peter lebt!“ murmelten die im Krampfe zuckenden Lippen. Und dann klang es jäh hervor aus den Tiefen erschütterter Brust:

„Großer, allmächtiger Gott — ich —“

Die Schlussworte erstikten in heiserem Gurgeln.

Zwanzigstes Kapitel.

Die „Kolumbia“ langte in der Frühe des achten Tages in New York an. Die Ueberfahrt war stürmisch gewesen, und die Passagiere atmeten auf, als im Morgengrauen das Endziel in Sicht kam.

Herr von Pach war bereits wiederholt in New York gewesen und wußte, in welchem Teile der Millionenstadt er den East Broadway zu suchen hatte. Er stieg in einem nahe dem Landeplatz der Hamburg-Amerika-Linie in Hoboken gelegenen Hotel ab und ließ sich, nachdem er nur die Kleidung gewechselt, ohne Zeitverlust nach dem Manhattan-Inseln übersehen, unter dessen südlichen Hafenstraßen ihm der East Broadway als eine der größten und belebtesten in Erinnerung war.

Das Treiben in den Hauptgeschäftstrassen fesselte Pach auch diesmal. Keines der himmelanstrebenden Häuser, das nicht mit Firmenschildern und Reklamen von oben bis unten bedeckt gewesen wäre, und kein Schaufenster, das nicht durch irgend eine originelle „Sehenswürdigkeit“ die Aufmerksamkeit der Passanten zu erregen versucht hätte. In einem Schaufenster für Schuhwaren prangte mitten unter dem Fußzeug der verschiedensten Art ein fetter Hammel mit der Aufschrift: „Jeder Käufer des zweihundertsten Paares Gurner-Welt-Stiefel oder -Schuhe erhält einen lebenden Hammel ganz umsonst.“ Die letzten beiden Worte in wahren Riesenlettern. Ein Parfümerie- und Seifengeschäft suchte den Kunden die Güte seiner Ware durch einen Neger zu demonstrieren, der in grotesker Weise die eine Hälfte seines grinsenden, kaffeeschwarzen Gesichtes blendend weiß gewaschen hatte. Ein Kleidermagazin ließ einen Reklamewagen durch die Straßen fahren, der von allen Seiten in golden glänzenden Lettern die Firmenaufschrift trug, und dessen Gaul mit gelben Hosen, roter Weste, grünem Jäckchen und solettem, weißem Filzhute ausgestattet war. Reklamewagen anderer Art, Pferdebahnen, schwerbeladene Frachtwagen, Equipagen und Droschken machten das Gedränge durchweg zu einem lebensgefährlichen; Händler mit Florida-Orangen und Bananen, Feigen und Rüben — Trödler, Zettelträger, Stiefelpuher und Zeitungsjungen drängten sich schreiend durch das Gewirr; über den Köpfen der Passanten donnerten und brausten die zahllosen Züge der Hoch-Strassenbahn — in allem ein oft wahrhaft infernalischer Lärm.

Der East Broadway war typisch für den alten

Stadtteil der Manhattaninsel. Während die Mitte der Insel mit dem schönen Centralpark und den an diesen grenzenden Straßen vielfach an moderne europäische Hauptstädte gemahnte, wich der südliche Stadtteil von allen europäischen Vorbildern weit ab. Beide Straßenfronten zeigten in der Färbung das gleiche schmutzige, verwitterte Rothbraun der Backsteinbauten und in der Architektur das selbe ermüdende Einerlei. Alle Häuser alt und schmutzlos; schlechte, niedrige, dunkle Läden, bestaubte Schilder und Fenster; zu Seiten des Fahrwegs, auf den Trottoirs, in den Hauseingängen ein wildes Durcheinander von Kisten, Kästen, Bündeln und Ballen, und dazwischen eilende oder lungernde, gestikulierende, schreiende, fluchende Menschen; Frauen in den unglaublichsten Kostümen, ein Gewühl von Kindern, Seelen aus aller Herren Ländern, polnische Einwanderer in langen, fettglänzenden Röcken, Gentlemen mit spiegelnden Cylindern, irische Bummeler mit vertwegen schief sitzenden Mützen, altväterische Bauern, Händler, Beamte — ein Bild von ununterbrochen wechselndem, fremdartigem Reize.

Das Haus Nummer 36 zeigte auf schmutzigem, ehemals weißem Schilde in von Zeit und Wetter wohlthätig gedämpftem rotem Buchstaben den Namen Charles W. Ponsetter, darunter in kleinerer Schrift: „Deutsches Wirtshaus, Inhaber Charles W. Ponsetter Nachfolger“, und zwischen den Fenstern kaum leserlich noch die Bezeichnung „Coffeehouse“.

Pach trat in den wenig geräumigen, niedrigen, dürftig ausgestatteten Schenke. Ein Dunst von schlechtem Atem, Tabakrauch und Spirituosen schlug ihm entgegen, der ihn diesen Ort freiwillig nicht hätte betreten lassen. Thür und zwei Fenster nahmen die nach der Straße belegene Wand des Raumes ein, linksseitig prangten auf schmutzigem Schenkbüfett Liqueurflecken, Gläser, Obst und Fleischwaren. Ein Plakat an der Krönung des Büfett trug die bezeichnende Inschrift „No credit!“ Eine Art Thonbank vor dem Büfett war das einzige tischähnliche Möbel; einige Holzstühle und eine schmale Bank an der rückwärtigen Wand des Zimmers luden zum Sitzen nur wenig ein. Zwei an der rechtsseitigen Wand angebrachte Bilder in schlechtem Delbdruck mochten möglicherweise Kaiser Wilhelm I. und die Kaiserin Augusta darstellen sollen — zu erkennen waren die Porträtierten nicht mehr.

Ein halbes Duzend Gäste würfelte am Schenktisch eine Runde Whisky aus; es waren äußerst fragwürdige Gestalten, unter denen Pach den gesuchten Slagen jedoch nicht erkannte.

Der Kommissar forderte Bier, zahlte mürrisch und zog sich mit dem vollen Glase auf die Bank zurück. Er winkte den Barkeeper zu sich und fragte verdrießlich nach dem Deutschen S. P. Slagen.

„An die Lust gesetzt!“ entgegnete der Gefragte lakonisch.

„Dummheit von Ihnen!“ brummte Pach. „Aber eine verfluchte Geschichte! Ich habe nur wenig Zeit, soll mich nach ihm umsehen, und dieser Dämel von einem Wirt hat ihn gerade hinausbefördert! Sind Sie der Wirt selbst?“

„Der bin ich. Ihre Ehrentitel für mich können Sie sich aber sparen!“

„Nach‘ ich, wie ich will, Mister Ponsetter oder wie Sie sonst heißen. Himmelskrenz — so ein —“ Pach klopfte sich gegen die Stirn.

„Nanu,“ fragte der Barkeeper, „bei Ihnen rappelt’s wohl? Soll ich Sie dem Lumpen etwa nachschicken?“ Er streifte die Ärmel zurück und wies drohend auf die Thür.

Pach blieb gleichgültig.

„Wenn ich den Kerl nicht finde,“ murmelte er scheinbar für sich, „mag er sehen, wie er durchkommt. Ihn lange zu suchen, habe ich weder Zeit noch Lust.“ „Was wollen Sie denn von dem verrückten Kerl?“ fragte der Wirt.

„So, ist er verrückt geworden?“

„Na, halb und halb war er’s schon.“

„Es geht ihm nicht besonders?“

„Besonders? Das ist gut! Kann’s denn einem Tagebied und Hungerleider „besonders“ gehen?“ fragte der Wirt höhnisch. „Wenn er nicht einen Bruder hätte, der ihm noch hin und wieder einige Pfund schickte — der läge schon längst begraben und vermodert! Ich hab’s satt gekriegt mit ihm, meinestwegen soll er in die Hölle fahren.“

Pach lachte überlegen.

„Gesunde Moral, werter Freund! Schneiden sich aber dabei ins eigne Fleisch.“

„Wieso das, Sie Weisheit?“

„Hat er Schulden bei Ihnen?“

„Als ob der von etwas andrem lebte!“

„Na, und was macht’s?“

„Was das macht, fragt er! Goddam nochmal! Sie sind doch kein Widelkind!“

„Nein. Ich bin aber von dem Bruder des Slagen beauftragt, nach dem Menschen zu sehen und ihm, wenn’s nothut, wieder auf die Beine zu helfen. Und da haben Sie Tapir ihm eben handgreiflich bewiesen, wo der

Zimmermann das Loch gelassen hat, und Ihre Forderung in den Schornstein geschrieben! Unglaublich!“

Er stand auf.

„Das ist Ihre eigne Schuld,“ fuhr er fort. „Freiwillig wird der Bursche, wenn er Geld kriegt, wohl nicht zu Ihnen zurückkehren. Ist mir aber gerade recht so. Brach‘ ich keine Schulden für ihn zu zahlen, habe ich nicht so tief in den Sack zu greifen, und es langt für den Peter doch.“

Der Barkeeper war verblüfft.

„Was gehen Sie denn um Ihren Auftrag herum, wie die Kage um den heißen Brei,“ entgegnete er gereizt. „Werden Sie seine Schulden bezahlen, wenn ich ihn zur Stelle schaffe?“

„Das werde ich mir sehr überlegen. Glauben Sie, ich finde ihn nicht? Ihre Hilfe brauche ich noch lange nicht. In irgend so einer Bude wie der Ihren werde ich ihn schon austreiben. Haha! Er wird das Englisch schwerlich kapiert haben und sich noch heute da herumdrücken, wo er mit der Muttersprache auskommt. Heut und morgen habe ich andres zu thun; übermorgen geht’s ans Suchen. Ich habe die Ehre, Sie alter —“ er unterdrückte das Schlusswort „Gauher“ nur soweit, daß es dem Barkeeper noch recht gut verständlich blieb.

Als Pach nachlässig sich wieder durch das Straßengewühl schob, lachte er vor sich hin. Er würde sich keine Mühe zu geben brauchen, den Gesuchten auszuforschen; das würde der Mister Charles W. Ponsetter Nachfolger mit weit besserem Erfolge auf sich nehmen.

In der That hatte Pach noch kaum den Schenke verlassen, als der auf seinen Vorteil bedachte Wirt sich auch sofort daran machte, die Situation auszunutzen. Einige der anwesenden Gäste, die den ihnen gleichwertigen Peter Slagen kannten und dem Gespräch des Wirtes mit dem Fremden aufmerksam zugehört hatten, erbieten sich freiwillig, den alten Gast schleunigst wieder herbeizuholen.

„Jeder von euch dreien,“ ermutigte der Barkeeper, „bestimmt von mir fünf Dollars, wenn ihr ihn einbringt. Haha, fünfzehn auf der Rechnung mehr oder weniger macht nichts aus! Das heißt — die verdammte Geschichte muß aber auch richtig sein — erst muß ich mein Geld kriegen, dann kommt ihr!“

„So blau! Zwei verlang‘ ich im voraus,“ schrie einer, und die andern stimmten spektakelnd bei. „Oder geh du doch selbst hin und laß uns in deinem Sauschall als Vertreter zurück!“

Der Wirt überlegte noch. Endlich verstand er sich zu der Anzahlung. Die Thatfache, daß der Schuldner schon wiederholt Geld aus der Heimat empfangen hatte, ließ die Ueberzeugung in dem Barkeeper sich befestigen, daß er mit dem Hinauswerfen diesmal zu rasch gehandelt habe und den Schaden nur noch eben nach Kräften gutmachen könne.

„Aber den Rest zahle ich erst, wenn ich selbst gedeckt bin.“ Dabei beharrte er, und auf diese Bedingung gingen die drei Spießgesellen auch ein. Schon am nächsten Vormittag hielt Peter Slagen bei Mister Ponsetter mit allen Ehren wieder seinen Einzug. Er hatte sich zuerst lebhaft gestraußt. Dieser Deutsche, der nach ihm gefragt hatte, erregte sein Unbehagen. Das neulich verlangte Geld konnte jeden Tag eintreffen; aber Peter konnte sich der Sorge nicht erwehren, die sich in dem einzigen, sein Gehirn beunruhigenden Gedanken zusammenbrängte: wenn nur nicht der Bruder selbst! — Erst als er sich nach der Personenbeschreibung überzeugte hatte, daß dieser Deutsche sein Bruder unmöglich sein konnte, gab er zur Rückkehr seine Zustimmung und wartete dann bei Ponsetter ungeduldig auf das Wiedererscheinen des Fremden.

Pach unterrichtete sich über die Abfahrt des nächsten Schnell dampfers nach Hamburg und begab sich am Nachmittag vorher zum zweitenmal zu Ponsetter.

Der Barkeeper war bereits in Zweifel, ob er sich nicht doch unnötig angestrengt habe, als er in einem eintretenden Gaste den heiß ersehnten Deutschen wieder erkannte und triumphierend fragte:

„Na, haben Sie ihn?“

„Gehen Sie zum Kuckuck mit Ihrem dummen Gefrage, Sie alter Querkopf!“ entgegnete Pach im höchsten Grade unwirsch. Er stieß mit dem Fuß einen Stuhl zur Seite und setzte sich.

„Ein Bier! — da kann man sich ja die Beine ablaufen!“

Der Wirt grinste vergnügt und blinzelte den Gästen, die an der Streife nach Peter beteiligt gewesen waren, verschminkt zu.

„Ja, mein Lieber,“ spottete er, Pach das Verlangte reichend, „das hätten Sie sich wohl besser überlegen sollen. In irgend so einer Bude wie der meinen wird er sich schon aufhalten — Sie werden ihn aber trotzdem nicht finden und wenn Sie so alt werden wie Methusalem — hahaha!“

Der Deutsche knurrte zornig in sich hinein.

„Na, was geben Sie aus, wenn ich mal den Spürhund mache und den Dachs in irgend einem Bau erwische?“

„Sie und erwischen — Kaffer!“ brummte der Deutsche grob.

Der Wirt lachte amüsiert.

„Danke!“ quittierte er lustig. „Wenn aber der Kaffer den Gesuchten findet — was sind dann Sie?“

„Halten Sie’s Maul!“

„Haha, gut gebrüllt, Sir! Wollen Sie zahlen, was der Slagen mir schuldig ist?“

„Fällt mir nicht ein!“

„Nicht?“

„So dumm!“

„Dann suchen Sie nur selbst getrost weiter.“

„Ich gehe auf die Polizei. Der Mensch muß sich doch an- und abmelden — er kann doch nicht plötzlich spurlos verdunsten!“

Gäste und Wirt lachten bröhnend.

„Sie denken wohl, Sie sind in Poserudel oder Riehbüttel oder sonstwo in Ihrem geliebten Deutschland! Anmeldung — haha! — ja, wenn es die hier erst giebt, dann wird’s pyramidal einfach werden. Aber bis dahin —“

„Was, keine Anmeldung?“ fragte Pach erstaunt.

„Wenn Sie erlauben — nein, noch nicht,“ spottete der Wirt.

„Werden Sie den Slagen denn finden?“

„Ich wette!“

„Hm. Sie haben vielleicht schon eine Ahnung, wo — er ist?“

„Na, ob!“

„Hm, wie hoch beläuft sich denn seine Schuld?“

„Aha, das ist doch ein anderer Ton!“

Der Barkeeper holte eine Tafel unter der Thonbank hervor, rechnete scheinbar zusammen, setzte an günstigen Stellen schnell eine Ziffer vor die vorhandene, wischte die alte Endsumme von achtundneunzig Dollars aus und schrieb neu zweihundertachtundsechzig.

„Donnerwetter,“ staunte der Deutsche, „so viel Kredit haben Sie gegeben?“

„Viel zu viel — man ist mitunter so dumm,“ bestätigte der Wirt.

Pach sann. Er durchschaute den Spießbuben und mußte ihn überlisten. Freilich — ein kleines Opfer würde sich nicht umgehen lassen. Gab er gar kein Geld, würde er den Slagen nicht zu Gesicht bekommen. Daß er längst im Hause sei und nur verborgen gehalten werde, stand für ihn nach dem Verhalten des Wirtes fest.

„Der Apfel ist mir zu sauer,“ murmelte er. „Und wenn ich Ihnen das Geld an den Hals werfe, hätte ich auch bloß das Nachsehen.“

„So? Sie meinen wohl, den Slagen hätten Sie darum doch nicht?“

„Genau das meine ich.“

„Zahlen Sie mir die Hälfte an, und ich hole den Slagen sofort.“

„Nicht um die Welt. Erst her mit ihm.“

„Nein, Sir. Wenn Sie mich für’n Spießbuben halten, halte ich Sie auch dafür!“

Der Deutsche zog sein Portefeuille und entnahm ihm eine Zwanzigdollarsnote.

„Kurz und bündig, ich will Ihnen für ihre Forderung im ganzen zweihundert Dollars bezahlen, nicht einen Penny mehr. Davon gebe ich Ihnen heute, so wie Sie mir den Slagen herbeischaffen, diese Anzahlung.“ — er hielt den Schein etwas in die Höhe — „ich bin keine wandelnde Bank und weiß für Geld einen sicherern Aufbewahrungsort als meine Tasche. Den Rest erhalten sie gar nicht oder morgen; gar nicht, wenn ich sehe, daß dem Slagen doch nicht zu helfen ist — morgen, wenn ich mich überzeuge, daß das Opfer nicht zu spät kommt. Slagen Sie ein oder lehren Sie ab — was ich gesagt habe, ist mein letztes Wort!“

„Geben Sie rund zweihundertfünfzig,“ handelte der Wirt.

„Zweihundert,“ beharrte Pach.

„Zweihundertdreißig!“

Pach machte eine Bewegung, die Note wieder einzusteden.

„Also zweihundert!“ Der Wirt hielt es doch für angebracht, nachzugeben. „Die zwanzig heute — bleiben für morgen hundertundachtzig.“

„So holen Sie den Slagen, führen Sie ihn in einen Raum, in dem ich mit ihm allein sein kann, und rufen Sie mich. Erst dann rücke ich den Schein heraus!“

„Kommen Sie!“

Der Barkeeper schritt auf eine Thür rechts neben dem Schenktisch zu, führte den Deutschen über einen dunkeln Flur und öffnete ein Zimmer, an dessen einem Fenster ein Mann sich fragend umdrehte, in dem Pach den gesuchten Slagen auf den ersten Blick erkannte.

„Der Deutsche, der nach Ihnen gefragt hat,“ sagte der Wirt, nahm die Banknote, die Pach in der auf den Rücken gelegten Hand hielt, heimlich in Empfang und schloß die Thür von außen. Er überlegte mit Bedauern, daß er nicht horchen könne. Aber die im Schenkezimmer anwesenden Gäste machten seine schleunige Rückkehr nur allzu notwendig.



Das Heim des Schneehuhns. Zeichnung von Archibald Thorburn.



Das Faschingspiel der Giusi und Gobbi in Trient. Nach einer Skizze von O. Pinsker gezeichnet von Fritz Bergen.
(Zum Artikel auf S. 407.)

Einundzwanzigstes Kapitel.

Herr von Pach behielt die angenommene Maske des bis zur Grobheit polternden kleinen Geschäftsmannes bei, musterte Peter Stagen finstern und fuhr ihn an: „Er ist mir ein netter Bruder!“

Stagen machte einen grotesken Eindruck. Das dumme Gesicht war von Furchen durchzogen, die hellblauen Augen verschwammen wässrig, Kinn und Oberlippe zierte ein stoppeliger Bart, der erst kürzlich abgeschoren zu sein schien und eine Schmutzschicht auf der Haut nur schlecht verdeckte. Die brüchig gewordenen Glanzstiefel an den plumpen Füßen, die hellen, weiten, eleganten, wenn auch jetzt abgetragenen und vielfach durchgestoßenen Beinleider deuteten darauf hin, daß Peter ehemals in seinem Aeußeren sich auf den Gentleman hinausgespielt und noblen Passionen gehuldigt hatte. Der ungewaschene Hals war zur Hälfte mit einem roten, wollenen Tuche umwickelt und der breite Oberkörper steckte in einem gut erhaltenen Winterüberzieher, den vorübergehend und zur besseren Empfehlung seines Kunden der Barkeeper hergeliehen haben mochte.

Peter stand bedrückt und verlegen.

„Na, ist ihm das Maul zugefroren?“ herrschte Pach.

Stagen hustete und fuhr sich mit dem Rücken der Hand über die nassen Augen.

„Schwerebrett noch mal, hat Er denn kein Sacktuch?“ fragte der Kommissar.

Der Gefragte senkte die schmutzigen Hände in die Taschen des Überziehers und schüttelte den Kopf. Pach trat dicht an ihn heran, suchte mit dem Krüdstock und schrie:

„Was ist denn das überhaupt für eine Kledage! Ist Er hinverbraunt, daß Er im Winter mit Pfingsthosen und Lackbeinen herumstolzert? Na, ich werde Seinem Bruder mal die Augen öffnen, wie Er Lüderjahn hier mit dem Gelde umgeht! 's ist ein Skandal! Könnte sich, wenn Er nur ein bißchen mit zugreifen wollte, ein gutes, behagliches Heim schaffen und zieht es vor, als ein Paria in Spelunken zu hausen. Wie viel Tausende hat Er von Seinem Bruder seiner Zeit mitbekommen, he?“

„Zehn,“ gab Peter kleinlaut zu.

„Und seitdem mindestens noch fünf oder sechs weitere,“ zürnte Pach.

„Vier,“ warf Peter ein.

„Also vierzehn im ganzen. Und alle vierzehn in einem Jahre verjuchelt! Und Schulden gemacht, daß einem die Haare zu Berge stehen! Muß ein Herrenleben gewesen sein, als Er die Taschen noch voll hatte, sich wie ein Sigerl herausstafieren und mit allerlei sauberen Männlein und Weiblein großthun konnte. Ist aber auch kurz gewesen, der Großmannsraum; und als das Schmarogerfingel den Grünen nicht mehr plündern konnte, hat es sich höhnisch von ihm abgewandt und den Geruch in der Gasse stehen lassen, wohin er gehörte. Und Er, Er hat dann Brandbriefe und Drohbrieft nach Hause gesandt, und von dem Bruder erpreßt, was irgend zu erpressen war. Oder will Er das noch leugnen? Selbst mir gegenüber? Das lasse Er hübsch bleiben, denn ich kenne ihn genau genug und könnte seinen Karren ruhig im Dreck sitzen lassen, wenn Er mir auch mit Seinen dummen Pöffen kommen wollte. — Weiß Er, wer ich bin, he?“

Peter jagte ängstlich: „Nein.“

„Nicht? Na, dann merke Er sich: Keil heiße ich, von der Firma G. C. Keil, Hamburg. Geht ihm jetzt ein Licht auf? Mein Bruder hat ihn im vorigen Jahre hierher gebracht und in letzter Zeit ihm das Geld geschickt. Wilde Er sich aber nicht ein, daß ich bloß Seinetwegen hierher gekommen bin. Gott sollte mich bewahren! Wegen ihm hätte ich noch keinen Fuß gerührt! Aber da ich einmal hier bin, geschäftlich, für ihn rein zufällig, wollte ich nach ihm Ausschau halten und ihm mal Auge in Auge die Deviten lesen. Sehe Er sich!“

Peter gehorchte, und Pach nahm brummend ebenfalls Platz.

„He!“ polterte der Kommissar weiter und sah sich in dem öden Raume um, „paradiesisch hier — ein, zwei Stühle — da noch ein dreibeiniger — ein Bett für das Kamel von Wirt — und Seins? Seins? Natürlich nicht da! Schläft hübsch parterre! Ich könnte ihn bedauern, wenn Er's wert wäre. Ist's aber nicht, ist ein ganz elender Strohtopf. Wie viel Geld hat er denn noch, he?“

Stagen schnitt eine klägliche Grimasse.

„Na, wird's?“

Peter wühlte nervös in den Taschen des geborgten Überziehers und duckte sich scheu zusammen, als fürchte er, sein Peiniger könnte zu aller Grobheit auch noch handgreiflich werden.

„Ich hab' keins mehr,“ bekannte er endlich.

„Könnte ich mir doch denken!“ fuhr Pach fort.

„Aber Schulden wird Er haben — he?“

Peter nickte.

„Natürlich! Und wovon will Er die bezahlen, wenn ich ihn fragen darf? Ich sollte nur Sein Bruder sein, keinen Pfennig würde ich ihm mehr in den Rachen werfen! Arbeiten müßte Er mir, oder verhungern und verenden. Weiß Er, was arbeiten ist? Hat Er schon mal davon gehört? — Oder gar versucht auch schon? Dummheit! wenn man Gentleman ist, arbeitet man nicht; wenn man einen noblen Bruder hat, auch nicht. Na, meinetwegen, auf mein Konto geht's ja nicht. Sonst — Er sollte mir springen lernen! Aber wie bisher geht's auch nicht weiter. In einem schicken kann auch Sein Bruder nicht. Eine Grenze muß aufgestellt werden. Will Er nicht arbeiten oder kann Er's nicht, so muß Er sich einrichten, mit dem auszukommen, was zu erschwimmen ist. Schlemmen giebt's nicht mehr, borgen auch nicht. Diesmal bezahle ich Seine Schulden noch. In Zukunft um keinen Preis mehr. Der Galunke vorn hat mir eine saubere Rechnung aufgemacht — ich werde ihm reinen Wein einschenken, daß er das Ankreiden künftighin bleiben läßt. An seinem Schilde steht Ponsetter Nachfolger; warum giebt der Kerl nicht seinen ehrlichen Namen an? Wie heißt er denn?“

„De — Better,“ stotterte Peter.

„Aha, der Better aus Bremen — oder sonstwo aus All-Deutschland. Können stolz sein auf solche Vampyre, die den deutschen Namen wahrlich glänzend vertreten — oder schänden, kommt aufs gleiche hinaus. Mag eine nette Blütenlese solcher Prachtexemplare hier zusammenkommen wie Er und Sein würdiger Blünderpatron! Der eine wird ausgefaßt, der andre steckt's ein — und Geschmeiß alle beide! Mein Bruder hat eine undankbare Mission übernommen, daß er zwischen solchen elenden Gefellen vermittelt. Aber was einmal geschehen ist, läßt sich nicht mehr aus der Welt schaffen, und wer einmal in das Konzert der Wölfe eingestimmt hat, thut gut, sich in der Uebung zu halten, um nicht von dem eignen Rudel angefallen zu werden. Hätte mein Bruder, als er ihn hierher brachte, Seinen Unfug voraussehen können, er würde sich gehütet haben, sich hineinzumischen. Einmal — das letzte Mal — will ich's noch versuchen, eine für ihn erträgliche Ordnung herzustellen. Höre Er mir mal genau zu. Ich werde den Blutsauger von Wirt herztieren — und was ich euch beiden Rumpfen dann auseinandersehe, das gilt unwiderruflich! — hm... Ja... zuerst beantworte Er mir aber noch ein paar Fragen. Ich muß mich doch überzeugen, ob Er auch wirklich der ist, dem ich das — schwere Geld einhändigen soll. Er ist thatsächlich der Sören Peter Stagen von Holby?“

„Ja,“ entgegnete Peter, bei dem Gedanken an das „schwere Geld“ unwillkürlich aufatmend.

„Der Großbauer Dierk Stagen in Holby ist Sein Bruder?“

„Ja.“

„Hat Er seine Ausweispapiere?“

Peter nestelte den Überzieher auf und holte aus einem stark defekten Rode die gewünschten, in Zeitungspapier gewickelten, beschmutzten und zerrissenen Dokumente. Pach erfaßte sie mit gespreizten Fingern, las sie sorgsam und steckte sie ein.

„Morgen bekommt Er sie wieder. Aber Er wird sie sich selbst holen. Noch einmal in dieses Schmutznest zu kommen, kann mir nicht einfallen.“

Er dämpfte die Stimme.

„Wenn Sein Bruder nicht die Thorheit begangen hätte, ihn zum Mitwisser zu machen, könnte er sein Geld sparen. Will Er mir versprechen, daß Er für ewige Zeiten schweigt und nie wieder von sich hören läßt, wenn ich ihm zweitausend Dollars bar einhändige?“

Peter Stagen wäre vor freudiger Ueberraschung fast aufgesprungen, wenn ein atemraubender Zweifel ihn nicht zugleich gelähmt und auf seinen Platz gebannt hätte.

„Zweitausend?“ — fragte er, und aus seinem bleichen, verwüsteten Gesichte wich vollends jeder Blutstropfen.

„Zweitausend,“ bestätigte Pach.

„Dollars?“ — stotterte Stagen.

„Kann Er denn nicht hören?“ brauste Pach auf.

„Zweitausend Dollars.“

„Ueber achtausend Mark,“ überlegte Peter. „Fast so viel, als er zu Anfang mitgebracht!“ fuhr es ihm berauschend durch den Kopf. Ihn schwindelte.

Pach hatte ihn, wo er ihn haben wollte. Er entnahm seinem Portefeuille eine Fünfdollarsnote und reichte sie ihm hin.

„Das bis morgen früh. Die zweitausend morgen. Aber Er muß alles vergessen, was in Holby passiert ist. Das heißt, vielleicht weiß Er's schon jetzt nicht mehr?“

„Doch,“ warf Peter hastig ein.

„Na, na, in Seinem dummen Schädel wird nicht allzuviel haften geblieben sein. Ich werde ein bißchen probieren. He, was haben Er und Sein Bruder denn in der Nacht gemacht, ehe Er von Holby wegging?“

„Den begraben,“ bestätigte Peter mit Nachdruck.

„Wen?“ fragte der Kommissar barsch.

„Das — das — weiß ich nicht.“

„Aha! da haben wir's.“

„Mein Bruder hat ihn gebracht — gefunden — ich glaube auf dem Deich — ich — ich weiß es nicht —“

„Natürlich! Und was dann weiter passiert ist, das weiß Er sicher auch nicht mehr!“

„Ja, das doch —“

„Na? Wo sind denn Er und Sein Bruder mit dem Toten geblieben? He?“

„Ich — wir — er ist be — eingegraben —“

„Ich hätte nicht geglaubt, daß Er's noch behalten hätte! Wo ist er eingegraben?“

„Im — im Pastorgarten.“

„Er hat ein besseres Gedächtnis, als ich annahm. — Wer hat ihn eingegraben?“

„Ich. Mein Bruder sagte —“

„Na, was sagte Sein Bruder?“

„— ich solle es thun —“

„So, und was sagte der Bruder noch?“

„Ich — solle schweigen. Er wollte mir Geld geben.“

„Das stimmt ja soweit. Dämmert ihm denn auch, was Er bei dem Graben für Kleidung getragen hat?“

„Dem Pastor seinen Schlafrock,“ bekannte Peter zögernd.

„Warum das?“

„Mein Bruder sagte es —“

„Nichts vergessen!“ herrschte Pach. „Das schwarze Käppi auch?“

„Ja.“

„Wie kam Er zu der Kleidung?“

„Ich mußte sie immer reinigen. Sie hing abends an der Thür.“

„Gut. Nachher hängte Er sie wieder hin?“

„Ja.“

Pach wollte nicht zu weit gehen.

„Ich habe ihn immer für einen Halbblöden gehalten; ich habe mich zu Seinem Vorteil geirrt,“ lobte er. „Er hat Seine sieben Gedanken ganz gut zusammen. Nun soll Er sie aber auch anwenden. — Also das, was Er eben noch wußte, hat Er jetzt zu vergessen — versteht Er mich? Spreche Er mir nach: Ich weiß von damals nichts mehr —“

„Ich weiß von damals nichts mehr —“ wiederholte Peter aufmerksam.

„Ich habe alles vergessen —“

„Alles vergessen,“ klang das Echo.

„Es war nichts Unrechtes!“

„— nichts Unrechtes.“

„Ich werde nach Empfang —“

„— Empfang —“

„— von zweitausend Dollars —“

„— zweitausend Dollars —“

„— nie mehr etwas von meinem Bruder verlangen.“

„— nie mehr — verlangen.“

Pach erhob sich, ging an die Thür und stieß sie mit einem Ruck auf, weil er den Barkeeper horchend vermutete. Als er den Wirt nicht entdeckte, rief er den Namen laut auf den Flur hinaus. Nach einer Weile erschien der Gerufene, der die Gäste hinauskomplimentiert und das Schenckzimmer abgeschlossen hatte.

„Mister Ponsetter Nachfolger, alias De — Better, Sie schönste aller Pflanzen,“ redete ihn Pach höflich an, „Sie haften mir dafür, daß der Bursche hier morgen vormittag zu mir ins Deutsche Hotel nach Hoboken kommt. Punkt zehn Uhr. Am Mittag kehre ich mit dem Dampfer nach Europa zurück. Kommen Sie zu spät, kriegen Sie keinen Heller. Dem verlorenen Sohn hier will ich noch einmal in den Sattel helfen, aber ich will zugleich dafür sorgen, daß er wenigstens Ihnen nicht wieder in die Finger kommt. Die paar tausend Dollars würden ihm sonst bald wieder abgelaufen sein. Haben Sie Schreibzeug? — Her damit! — So, da setzen Sie sich hin. Und nun schreiben Sie: Ich — Endesunterzeichneter — Charles W. Ponsetter Nachfolger Better — erkläre hiermit — hiermit — daß ich nach Empfang von zweihundert Dollars — an S. P. Stagen keine irgendwelche Forderung mehr habe — habe — und verpflichte mich — dem Peter Stagen in Zukunft — Zukunft — keinen Kredit mehr zu geben — und überhaupt — seinen Aufenthalt in meinem Hause nicht mehr zu dulden. Haben Sie das? Dann unterschreiben Sie. Morgen früh bringen Sie mir den Wisch mit, holen Ihren Sündenlohn und lassen den Stagen fortan in Ruhe. Verstanden?“

Er rückte sich den Hut, den er aufbehalten hatte, gerade, stieß heftig mit dem Stode auf und ging ohne Gruß. Der Barkeeper folgte ihm durch den Flur und öffnete höflich eine von dort direkt nach außen führende Thür.

Als der Wirt wieder bei seinem Gaste eintrat, lachte er laut auf und schüttelte Stagen die Hände.

„Den Wisch da soll er haben! Wenn er erst wieder schwimmt, werden wir selbst wissen, was wir wollen. — Wie viel will er denn herausrücken?“

Stagen nannte die Summe.

"Donnerst! Na, das soll ein Leben werden! Ich hab's ja immer gesagt, Sie sind ein Glückspilz! Das werden wir morgen feiern, daß dem papierenen Grobsack auf dem Wasser die Ohren klingen. Hat er schon ein bißchen Ries bageldessen? — Fünf? — Ich mache meine Bude heut nicht erst wieder auf — wollen wir einen kleinen Bummel antreten? Die Ellen besuchen, oder Miß Wheeler? Wenn ich Sie einführe, sind Sie gleich wieder aufgenommen. Hurra, Slagen! runter mit den Fellen, ich puke Sie aus, wie den gentlemanlikesten Parktrotter..."

Der Abend wurde ebenso lang als vergnügt, und als die beiden Kumpane in später Nacht heimwärts wanderten, hing Peter schwankend am Arme seines Begleiters und lallte vor sich hin: „Zweitausend Dollars — zwei — tausend — — — Ellen Voller — Darling — Sweetheart — — — zwei — t — t — t —“

Am andern Morgen war Peter nicht wach zu bekommen. Der Barkeeper rüttelte, schüttelte ihn, schrie ihn an, stieß und knuffte ihn — der Schläfer stöhnte unter der Mißhandlung und schnarchte, wenn sie aufhörte, weiter. Mister Ponsetter-Vetter legte sich und dem Schnarchenden tausend Ehrennamen bei, holte dann kurz entschlossen einen Kübel Wasser, stellte ihn auf einen Stuhl neben das Bett, sahte Peter und tauchte den struppigen Kopf derb in die kalte Flut. Der Maltrairierte schüttelte sich, brüllte auf und sprang mit einem Satz empor.

"Murmeltier!" schrie der Wirt wütend. „Hast du Bump denn ganz vergessen, was es heute gilt?“

„Zwei — tausend,“ murmelte der Wachgerüttelte und tastete nach den Kleidern. Der Barkeeper schob ihm den guten Anzug vom Abend vorher hin und mahnte besorgt zur Eile.

Als sie aus dem Hause traten, stürzten zwei der Stammgäste, die Peter zur Stelle geschafft hatten, eilig herzu und schlossen sich an.

Eine Viertelstunde nach der festgesetzten Zeit waren sie in Hoboken.

"Mister Reil aus Hamburg?" wandte sich Vetter fragend an den Portier des bekannten Hotels.

"Hat sich bereits aufs Schiff begeben. Bis zehn gewartet," erklärte der Gefragte. „Sind Sie der Mister Slagen?“

Der Wirt wies auf Peter. „Für Sie hat Herr Reil einen Brief hinterlassen.“ Er handigte ihn aus.

Das von dem Portier mißtrauisch gemusterte Vierblatt las den Zettel, der nur die wenigen Worte enthielt: „Wenn Er sich der Kleinigkeit wegen noch bemühen will, so trifft Er mich auf dem Schiffe. Sonst wünsche ich Ihm hiermit Lebewohl. Reil.“ Die Vier stürzten vorwärts. Der Dampfer lag am Pier zur Abfahrt bereit. An Bord wimmelte es von Menschen. Der Wirt schleifte Slagen durch die Menge und stieß ein befriedigtes „Da!“ aus, als er Herrn von Bach erblickte, der scheinbar ruhig an Deck auf und abging, aber sowohl die beiden sich Nähernden, wie ihre in der Halle zurückgebliebenen Begleiter längst erspäht hatte.

"Mister Reil!" rief ihn Vetter an.

"Na, doch noch?" fragte Bach zornig.

"Sie entschuldigen, Mister Reil —“

Der Kommissar musterte den sauberen Anzug Slagens, und ein Lächeln glitt über seine Züge.

"Sieht menschlich aus heute," erkannte er an. „Wohl für die fünf Dollars gekauft, die ich ihm gestern gegeben habe?“

"Jawohl!" log der Barkeeper, der vermeinte, seinen Schützling in ein gutes Licht zu setzen. „Gestern gekauft. Bar bezahlt.“

"Bar bezahlt?" rief Bach und lachte sarkastisch auf. „Das war geistig. Meinen Dank, Mister Vetter. Jetzt aber —“ er setzte die Amtsmiene auf und sagte befehlend: „Wir beide sind fertig miteinander. Scheren Sie sich, Mister Ponsetter-Vetter, zu Ihrem Gesindel zurück! — Herr Peter Slagen, im Namen des Gesetzes: Sie sind mein Gefangener! Ich bin der Kriminalkommissar von Bach aus Altona.“

Er zeigte seine Legitimation vor und trat rasch zwischen die beiden. „Verlassen Sie sofort das Schiff!“ herrschte er den unglaublich verblühten Wirt an. „Und Sie folgen mir!“ Er nahm Slagen am Arm und zog ihn fort in sicheren Gewahrsam.

Der Barkeeper eilte fluchend aus Land.

"Nanu?" stießen die beiden Wartenden zugleich fragend aus.

"Nanu?" äffte der Barkeeper erboßt nach. „Gebt mir meine beiden Dollars wieder und schreibt die andern in den Schornstein, Maulaffen, ihr!“

"Was ist denn los?" fragten beide und glockten verdutzt auf den Erregten. „Der Dutchman —?“

"Flunkerer, der, verdammter! — Kriminalkommissar!" schrie der Wirt.

"Goddam!" fluchte einer der beiden und brach in ein schallendes Gelächter aus. „Und wir haben dem die Arbeit besorgen müssen! Ich könnte mich auf den Kopf stellen und mit den Beinen hurra schreien!“

(Fortsetzung folgt.)

Das Heim des Schneehuhns.

(Bild S. 396.)

Einer der häufigsten und anziehendsten Vögel des hohen Nordens ist das Moorschneehuhn, das unsre Illustration in seinem einfachen, aber dennoch schönen Winterkleid dem Beschauer vorführt. Das ganze Gefieder ist, bis auf einzelne stehen gebliebene Federchen, blendend weiß, die Schwanzfedern jedoch tief schwarz, weiß gefleckt; der Sommer verleiht ihm ein braun, schwarz und weißes Kleid, das dann im Laufe der heißen Tage ausbleicht. Das Moorschneehuhn bewohnt den Norden der Alten und der Neuen Welt, in Europa südlich und westlich bis Ostpreußen, aber nicht weiter. Es findet sich auf den Hochebenen und auf den Tundern, läuft ungemein schnell, fliegt leicht und schön und nährt sich von Pflanzensprossen, im Winter nur von Blätterknospen und verdorrten Beeren. Zu dieser Zeit vereinigen sich die Schneehühner in großen Scharen, wie es auch unser Bild mit seiner zahlreichen Gruppe weist. Eben läßt deren Führer seinen Alarmruf, ein lautschallendes „Cred-ed-ed-ed“, vernehmen, das wohl dem Ruckel folgen Hochwildes gilt, das tiefer unten in langer Reihe über die verschneiten Gründe zieht.

Der kleine Doktor.

(Bild S. 393.)

Herr Doktor Hans, Herr Doktor Hans, Die Miete ist so kränklich! — „hm, hm — hm, hm, Frau Nachbarin, Der Fall scheint mir bedenklich!“

„Laf Sie den Puls mal fühlen mich, Ich glaub', es liegt im Blute; Ei, ei — ei, ei, Frau Nachbarin: Achtmal in der Minute!“

„Drei Löffel, alle Viertelstund', Recht voll, vor allen Dingen; — Nur Mut — nur Mut, Frau Nachbarin, Wir werden durch sie bringen!“

Die Erforschung des Erdinnern.

Von

Dr. Arentschmar.

Der tief im Innern der Menschenseele wohnende Drang nach fortschreitender Erkenntnis äußert sich nicht leicht in einer selbstlosen Weise als in dem unausgesetzten Bemühen, welcher Völker wie einzelne erfüllt, den Erdball, die Stätte unsers kurzen Daseins bis an seine äußersten Grenzen zu erforschen. Seit Jahrundert ziehen immer wieder kühne und gebildete Männer nicht des materiellen Gewinnes wegen, sondern vom reinen, selbstlosen Forschertriebe befeelt, hinaus, um mit Gefahr des eignen Lebens unsre geographischen Kenntnisse zu bereichern und von dem geheimnisvollen Innern der Kontinente, von den verheerenden dunkeln Tiefen des Weltmeeres und von den mit jungfräulichem Eispanzer umgürteten Polarregionen den diese verhüllenden Schleier fortzureißen, und mit ungeheuren Opfern an Blut und Geld wird schrittweise die Kenntnis von der Oberfläche unsers Planeten erlangt.

Aber unsre Kenntnis der Erde bleibt doch immer im buchstäblichen Sinne „oberflächlich“. Das Reich der Wüste ist uns so gut wie verschlossen; denn zu des Geistes Flügeln will kein körperlicher Flügel sich gesellen, und nur einige wenige Tausend Meter hoch vermag uns ein waghalsiger Flug in der unsicheren Gondel des Luftschiffes emporzutragen in den lichten Aether des Lufthimmels.

Noch schlimmer bestellt ist es mit unsrer Fähigkeit, in die Tiefe des Erdinnern, in das Reich der Gnommen und Zwerge, einzudringen. Nur wenig über einen Kilometer tief bohrt sich der Bergmann in die Eingeweide der Mutter Erde ein, aus denen er gleichendes Erz und die schwarzen Diamanten, die so notwendigen Kohlen, hervorholt; die größte im Bergwerksbetrieb erreichte Tiefe beträgt noch nicht den fünftausendsten Teil des Erddurchmessers. Unsre Kenntnis des Erdinnern beschränkt sich also auf eine äußerst geringe Schale der Erdoberfläche. Nicht ohne Grund beschäftigt sich aber die Phantastie des Volkes, die Berggassen aus alter Zeit wie moderner Aberglaube mit der unterirdischen Tiefe; denn die Lösung wichtiger Probleme hängt von der Möglichkeit tieferen Eindringens in die Erdrinde ab.

Der Grund, weshalb man trotz des lockenden Gewinnes, welchen die Verfolgung reicher Erzadern bietet, nur zu so geringen Tiefen vorgedrungen ist, liegt einmal in der unverhältnismäßig schnell steigenden Kostspieligkeit der Abteufung, je weiter man sich von der Erdoberfläche entfernt, noch mehr aber in der physischen Unmöglichkeit für den Menschen, unter der zunehmenden Wärme tieferer Erdschichten zu arbeiten. Schon in einer Tiefe von nur 1 bis 2 Metern unter der Erdoberfläche schwinden die täglichen Temperaturschwankungen, und bei etwa 20 Metern Tiefe sind nicht einmal die Temperaturextreme der verschiedenen Jahreszeiten auf den Thermometer von Einfluß. Von

dieser Zone gleichbleibender Jahrestemperatur angefangen, wächst die Erdwärme, wie bekannt, in der Richtung gegen den Erdmittelpunkt, und zwar entspricht in den oberen Schichten eine Tiefenzone von etwa 25 bis 30 Metern einer Temperaturerhöhung um einen Grad des hundertteiligen Thermometers. Könnte man ein gleichmäßiges weiteres Ansteigen der Temperatur mit Sicherheit annehmen, so würde man binnen kurzem zu Temperaturen kommen, bei welchen alle uns bekannten Stoffe geschmolzen sein müßten. In dem Bohrloch von Sperenberg bei Berlin wurde bei einer Tiefe von 1320 Metern eine Temperatur von 48 Grad Celsius gemessen; in dem noch um 400 Meter tieferen Bohrloch von Schladebach bei Merseburg stieg das Thermometer auf 58 Grad Celsius, und in dem tiefsten Bohrloch der Welt, welches in neuester Zeit im ober-schlesischen Hüttenbezirk bis zu einer Tiefe von mehr als 2000 Metern hinabgeführt wurde, erreichte die Erdwärme den Betrag von 68 Grad Celsius. Ein einfaches Multiplikationsbeispiel zeigt, daß demnach in einer Tiefe von 10 bis 15 deutschen Meilen eine Temperatur von 2000 bis 3000 Grad Celsius herrschen müßte, und bei noch größeren Tiefen würde man zu Wärmegraden gelangen, welche einfach jeder menschlichen Vorstellung spotten. Auf Grund dieser Schlussfolgerungen gelangten Rant und Laplace vor hundert Jahren zu der übrigens schon von den alten griechischen Naturphilosophen behaupteten Annahme eines feuerflüssigen Erdkernes, und die Hunderte von thätigen Vulkanen und die noch viel größere Zahl erloschener Feuerberge schienen die Theorie vorzüglich zu stützen, daß die Erde aus der Verdichtung eines ungeheuren glühenden Gasballes hervorgegangen sei und sich nunmehr im Altersstadium vorgeschrittener Abkühlung befinde.

Gegen die Richtigkeit dieser Theorie sind jedoch in neuerer Zeit mehrfache triftige Bedenken geltend gemacht worden. Es widerspricht dem Denken, daß eine dünne Rindenschicht von 10 bis 15 Meilen Dicke den gewaltigen chemischen Zerkleinerungsprozessen eines feuerflüssigen Erdinnern von etwa 1700 Meilen Durchmesser standhalten könne, ohne Erdrevolutionen hervorzurufen, gegen welche die Ausbrüche der größten bekannten Vulkane und die furchtbarsten Erdbeben, von denen die Geschichte erzählt, einfach Kinderspiel wären. Außerdem nimmt die Temperatur in den Tiefen der Erde nicht gleichmäßig, sondern je tiefer man eindringt, um so langsamer zu, und hat man überdies gefunden, daß dort, wo Kohlenlager in der Erde vergraben liegen, die Temperatur in fast doppelt so schnellem Maße zunimmt als in kohlenfreien Bezirken, was augenscheinlich auf langsame, aber unaufhörliche Oxydationsvorgänge in den kohlenhaltigen Schichten zurückzuführen ist. Endlich gilt höchst wahrscheinlich das Naturgesetz, daß Flüssigkeiten einer um so höheren Temperatur bedürfen, um in Gasform überzugehen, unter je höherem Druck sie stehen, auch für den Übergang fester Körper in flüssige, sobald sie einem Drucke von mehreren tausend Atmosphären ausgesetzt sind, unter welchem sich die Gesteine schon in wenigen Kilometern Tiefe befinden. Alles dieses legt die von vielen Autoritäten ausgesprochene Vermutung nahe, daß der Erdkern zwar sehr warm, aber durchaus nicht feuerflüssig ist.

Diese Frage kann nur durch Tiefbohrungen in großem Stile entschieden werden. Sie hat übrigens um so größeres Interesse, als die Richtigkeit der von Hunderttausenden geglaubten Behauptungen Falbs über die Abhängigkeit der Erdbeben von der Anziehungskraft des Mondes und der Sonne auf ein feuerflüssiges Erdinnere von der Art ihrer Beantwortung abhängt, und unter diesen Umständen bieten die neuerdings angestellten Tiefbohrungen auch ein allgemeines Interesse.

Jeder Erdborher besteht aus drei Teilen, der eigentlichen Bohrvorrichtung, welche das Gestein zerkleinert, dem Kopfstück, das heißt jenem Teil, mit welchem der Bohrer gehandhabt wird, und aus dem Gestänge, welches zwischen Bohrstück und Kopfstück eingeschaltet ist und beliebig verlängert werden kann. Zum Bohren selber bedient man sich entweder eines mit zahlreichen schwarzen oder brasilianischen Diamanten besetzten metallenen Ringes, welcher durch Vermittlung des Gestänges in drehende Bewegung versetzt wird und ein ringförmiges Loch in die Erde bohrt, oder man läßt schwere, meißelförmig gestaltete Metallstücke aus gehärtetem Stahl mit großer Wucht und unter fortwährender Drehung um die Längsachse auf das Gestein niederfallen, von welchem bei jedem Schlage ein kleines Splitterchen abgesprengt wird. Für die Schladebacher Tiefbohrung sind trotz des niedrigen Preises der schwarzen Edelsteine nicht weniger als für 130 000 Mark Diamanten verwendet worden. Das entweder aus festen eisernen Stangen oder aus Röhren oder endlich aus Drahtseilen bestehende Gestänge ist zwar nicht so kostspielig wie das Bohrstück, ist jedoch der größte Kummer des leitenden Ingenieurs, insofern es bei größeren Tiefen durch das bedeutende Eigengewicht und die

mechanischen Schwierigkeiten der Drehung und Hebung leicht Schaden nimmt, ja sogar samt dem Bohrstück oft abbricht und in der Erde stecken bleibt. Das Kopfstück besteht entweder aus einer Querstange, durch welche der Bohrer in drehende Bewegung versetzt wird, oder aus einem zweiarmigen Hebel, durch welchen mittels Menschen- oder Maschinenkraft der Meißelbohrer samt Gestänge nach jedem Fall auf die frühere Höhe gehoben wird.

Diese Erdbohrungen, welche, sowie es sich um größere Tiefen handelt, äußerst kostspielig sind, haben natürlich meist auch noch einen realen Zweck. Sie dienen in wasserarmen Gegenden, wie beispielsweise im französischen Algerien, zur Herstellung der artesischen Brunnen, denen das genannte Land nach jahrhundertelanger Verödung den größten Teil seiner heutigen Blüte und Fruchtbarkeit verdankt; man bedient sich aber ihrer vorzugsweise zur Durchsuhung der Erdschichten auf ruhbare Mineralien, bevor man einen selbstverständlich noch viel teureren Stollen anlegt. Selbst die oberflächlichsten Schichten der Erde sind noch nicht annähernd genau untersucht. Ein schlagendes Beispiel hierfür haben wir an der neu entdeckten Goldregion am Klondyke im äußersten Nordamerika, welche aufgefunden wurde, nachdem wenige Jahre vorher ein berühmter Wiener Geologe und Verteidiger der Silberwährung seine Abneigung gegen das Gold als Courantgeld mit der Behauptung zu rechtfertigen



Nähe der Grenze. — „Halt!“

gesucht hatte, daß die Goldlager der Erde der Erschöpfung entgegen gingen. Was aber tiefere Erdschichten, welche mit den Mitteln der modernen Technik, namentlich mit Hilfe der ausblühenden Kälte-Industrie, schließlich doch zugänglich gemacht werden könnten, an Mineralschätzen bergen, entzieht sich jeder Schätzung. Daß die wertvollen Erze des Eisens und auch der edeln Schwermetalle in größeren Tiefen bedeutend häufiger vorkommen dürften als an der Oberfläche, ergibt sich aus folgender Betrachtung. Auf Grund verschiedener Methoden, welche zu genügend übereinstimmenden Ergebnissen führten, hat man das absolute und das spezifische Gewicht der Erde mit ziemlicher Sicherheit bestimmt. Da nun das auf 6 berechnete spezifische Gewicht des gesamten Erdballes ungefähr $2\frac{1}{2}$ bis 3 mal so groß ist wie jenes der oberflächlichen Schichten, wird man zu der Annahme gedrängt, daß das Innere der Erde von einem mächtigen Metallkerne gebildet wird, über welchen sich eine nur verhältnismäßige Rindenschicht lagert, die allmählich in jenen übergeht. Die magnetischen und elektrischen Vorgänge auf der Erde berechtigen zu der Vermutung, daß dieser Kern im wesentlichen aus Eisen besteht. Denn die Schichten der Erde führen um so mehr Eisen, je tiefer sie liegen; überall im Himmelsraume ist Eisen nachweisbar, sogar in der rätselhaften Materie der Kometen; die Meteorsteine bestehen überwiegend



Ueber den Doubs mit abgerichteten Hunden.

Auf Schmugglerwegen. Zeichnungen von Eug. Burnand. (Zum Artikel auf S. 403.)

LANDLER.

Eingang.

C. Hoewert.

PIANO.

The musical score is written for piano and consists of several systems of music. The key signature has four flats (B-flat, E-flat, A-flat, D-flat) and the time signature is 3/4. The score begins with the 'Eingang' (Introduction) section, marked with dynamics *mf* and *p*. The first system includes a repeat sign and a first ending. The second system continues the melody and accompaniment. The third system features a first ending marked '1.' and a second ending marked '2.', leading to a 'Fine.' instruction. The fourth system is a continuation of the previous section. The fifth system is marked 'D. C. al Fine.' (Da Capo al Fine). The sixth system is the beginning of the 'Trio' section, marked with dynamics *p* and *mf*. The seventh system continues the Trio section. The eighth system concludes the piece with a final cadence.

aus metallischem Eisen, und auf der Sonne, welche von jeder Rindenschicht frei und deshalb der Spektralanalytischen Untersuchung besonders zugänglich ist, kommt Eisen in ungeheuren Mengen vor. Diese Untersuchungen haben aber auch nachgewiesen, daß fast überall im Weltraum auch die edeln Metalle zugleich mit dem Eisen auftreten, und analoge Verhältnisse müssen auch im Innern unserer Erdoberfläche vorhanden sein, welche sich als kleiner Teil unseres Sonnensystems von der Beschaffenheit des Zentralkörpers unmöglich wesentlich unterscheiden kann.

Auf der Jagd nach neuen Kraftquellen, welche der einst nach Erschöpfung unserer Kohlenvorräte berufen sind, uns die nötige Energie zum Betriebe der Maschinen und zu häuslichen Verrichtungen zu liefern, hat man auch an die natürliche Erdwärme gedacht. Man schlägt allen Ernstes vor, Bohrlöcher von großer, tiefer Weite und sehr bedeutender Tiefe anzulegen und die Eigenwärme der Erde entweder direkt oder durch Vermittlung der Dampfkraft und der Elektrizität auszunutzen. Vorläufig scheitert dieser Vorschlag an der größeren Billigkeit der jetzt verfügbaren Kraftquellen. Unmöglich ist es aber durchaus nicht, daß spätere Geschlechter ihre Döfen heizen und ihre Maschinen bewegen werden mit der aus dem Schoße der Erde herausgeholt Wärme.

Die beiden Feldwebel.

Humoreske
von
Wilhelm Teschen.

Feldwebel waren sie einst beide gewesen, der Geheimrat Kanzleirat Müller nämlich und der Kanzleidiener Ruhnow, und zwar standen sie bei den Garde-Füsilieren, die der Berliner nur „die Matkaser“ nennt.

Müller und Ruhnow waren treue Kameraden und gute Freunde gewesen, bis sie vor beinahe zwanzig Jahren des Königs Hof auszogen und ihre Zivilanstellungen erhielten.

Müller war strebsam und fleißig und brachte es im Laufe der Jahre schon zum Kanzleirat, Ruhnow dagegen war und blieb Kanzleidiener im Kriegsministerium.

Es lag in der Natur der Dinge, daß sich die ehemaligen, unzertrennlichen Freunde mit der Zeit immer seltener und seltener und schließlich fast gar nicht mehr sahen. Da fügte es das Schicksal, daß Müller vom Finanzministerium nach dem Kriegsministerium mit dem Titel Geheimrat Kanzleirat versetzt und so der Vorgesetzte Ruhnows wurde.

Das war peinlich für beide Teile, und der Geheimrat hoffte, daß der Diener weichen, das heißt um seine Versetzung oder seine Pensionierung einkommen würde. Das geschah aber nicht, und Müller suchte nun einen modus vivendi, und er glaubte ihn gefunden zu haben, indem er den alten Freund nur in Gegenwart anderer als Untergebenen, sonst aber als Freund behandelte.

Bis jetzt hatte sich zwar diese Behandlungsweise bewährt, aber der Rat sagte sich selbst, daß bei seiner Nervosität und dem Eigensinn Ruhnows ein Zusammenstoß auf die Dauer unvermeidlich war, und er beschloß, dem Freunde eine andre und bessere Stellung zu verschaffen. Sobald Ruhnow ihm wieder einmal, wie das schon häufig geschehen war, Altkleid in die Privatwohnung brachte, wollte er diese Gelegenheit benutzen. Drei Tage später bot sich ihm eine solche.

Müller hatte eine reiche Frau geheiratet, und es war seine Schwäche, daß er gerne ein großes Haus machte und vornehme Gäste bei sich sah. Heute hatte er sogar die große Genugthuung, daß ein Baron bei ihm zu Mittag speiste. Die Herren saßen plaudernd in dem Arbeitszimmer des Rats, als die Frau des Hauses eintrat mit der Meldung, daß Ruhnow mit Altkleid im Vorzimmer wäre.

„Der Dienst ruft, Herr Baron!“ sagte der Rat und wollte sich entfernen, da kam die Gattin wieder über ihn, er wollte dem alten Kameraden gegenüber mit dem vornehmen Besuch prahlen, und freundlich lächelnd fragte er: „Doch, wenn Sie gestatten, Herr Baron, dann empfangen Sie den Kanzleidiener hier, es dauert nur wenige Augenblicke.“

„Ich bitte sehr, lieber Geheimrat,“ erwiderte der Baron, „ich würde es als ein Zeichen Ihres Vertrauens betrachten.“

Geschmeichelt öffnete Müller die Thür und bat artig, Ruhnow möge nur eintreten, der Herr Baron erlaube es.

Ruhnow trat ein, verbeugte sich stumm und wollte die Altkleid dem Geheimrat überreichen.

Dieser aber sagte: „Bitte, legen Sie die Altkleid nur dort auf meinen Arbeitstisch, und nehmen Sie die andern mit.“

Das klang so gönnerhaft und von oben herab, daß Ruhnow gereizt wurde. Er tauschte die Mappen um und richtete dann seine kräftige Gestalt entschlossen auf

und meldete in militärischer Haltung: „Ich habe dem Herrn Geheimrat sonst noch etwas zu melden.“

„Bitte!“

„Aber allein!“

„So! Dann kommen Sie!“ Der Rat deutete auf die Thür eines Nebenzimmers.

Soll ich die Mappe mitnehmen? Sie enthält wichtige Papiere.“ Ruhnow meinte diejenige, welche er mitgebracht und auf dem Schreibtisch niedergelegt hatte.

„Rein! Die liegt hier gerade so sicher wie anderswo!“ Seine Stimme zitterte vor Zorn.

Mit beinahe beleidigender Unterwürfigkeit erwiderte Ruhnow: „Wie der Herr Geheimrat Kanzleirat befehlen! Gestatte mir nur zu bemerken, daß es königliches Eigentum ist.“

Kanzleidiener Ruhnow, ich ersuche Sie, nicht weiter zu denken als Ihre Vorgesetzten!“

Schon wollte Ruhnow im gleichen schroffen Tone seinem Vorgesetzten antworten, da schnitt die Frau Rätin ihm das Wort ab, indem sie zu ihrem Manne sagte: „Lieber Wilhelm, der Herr Baron wird gewiß die Freundlichkeit haben, mir in den Salon zu folgen, dann...“

„Selbstverständlich, meine Gnädigste!“ beeilte sich der Baron zu sagen. „Den Damen zu folgen, ist stets meine größte Freude.“ Artig bot er der Rätin den Arm.

Die beiden früheren Kameraden waren allein. Einige Augenblicke standen sie sich stillschweigend gegenüber, die beiden martialischen Gestalten, die eine große Ähnlichkeit in ihren Formen zeigten, nur daß der Rat hochmodern, Ruhnow dagegen kleinbürgerlich gekleidet war.

„Was haben Sie mir denn so Wichtiges zu melden?“

Der Herr Oberst lassen den Herrn Geheimrat bitten, die Arbeit dort in der Mappe gleich am Montag abzuliefern, da der Herr Oberst schon um zwölf Uhr zur Audienz bei Seiner Excellenz befohlen wäre. Der Geheimrat möchte schon ein übriges thun und den Sonntag zu Hause nehmen. Die Angelegenheit wäre von höchster Wichtigkeit.“

Es schmeichelte dem Rat, daß man ihm ein so wichtiges Altkleid in seiner Wohnung anvertraute, und etwas ruhiger und freundlicher war sein Ton, als er die Antwort gab: „Eigentlich habe ich schon über den Sonntag verfügt, aber ich werde wirklich ein übriges thun und denselben opfern! Melden Sie dieses dem Herrn Oberst. Das Altkleid wird zeitig genug in seinen Händen sein. Sonst noch etwas, Ruhnow?“

„Rein! Wenn der Herr Geheimrat selbst nichts mehr zu befehlen haben?“

„Rein, ich danke Ihnen!“

„Guten Morgen, Herr Geheimrat!“

Ruhnow wandte sich zum Gehen, doch bevor er die Thür erreicht hatte, bannte ein einziges Wort seine Füße.

„Frit!“ hatte der Rat gerufen.

Das eine Wort, der weiche Ton hatten Ruhnow sofort versöhnlich gestimmt; aber sein Eigensinn ließ es nicht zu, dieses zu zeigen, und nur langsam, sehr langsam wandte er sich wieder um.

„Frit, komm einmal her!“

„Herr Geheimrat befehlen?“

„Wenn ich Frit rufe, kannst du den Geheimrat ruhig beiseite lassen!“

„Wird sich nicht schiden, Herr Geheimrat!“

„Ach so, wir sind beleidigt, weil...“

„Weil du mich vor Fremden angeschauzt hast! Jawohl!“

„So! Und du?! Hast du dir vielleicht nicht erlaubt, mich vor einem Fremden, und gar noch vor einem solchen, an meine Pflicht zu erinnern? Ja, Mensch, kannst du denn nie den richtigen Standpunkt finden?! Kann ich denn dafür, daß du nicht mehr geworden bist? Als du Feldwebel wurdest, da war dein Ehrgeiz befriedigt, da glaubtest du, jetzt wäre alles erreicht, jetzt brauchtest du nicht weiter zu streben. Ich aber, ich fing erst an zu lernen, nahm Unterricht...“

„Und hast es bis zum Geheimen Kanzleirat gebracht, jawohl, das weiß ich! Und der alte Esel von Ruhnow, der dickköpfige, pommersche Bauer muß noch Gott danken, daß er Geheimrat Kanzleidiener und nicht Schauffeuwärter geworden ist. Haben der Herr Geheimrat sonst noch etwas zu befehlen?“

„Rein!“ Aergertlich drehte ihm Müller den Rücken zu.

Ruhnow ging mit erhobenem Haupte auf die Thür im Hintergrunde des Zimmers zu.

„Was soll denn das? Wohin denn da?“

„Kanzleidiener und sonstige Dienstboten haben die Hintertreppen zu benutzen.“

Der Rat mußte gegen seinen Willen lachen, und die Hand des alten Freundes fassend, sagte er lachend: „Du bist und bleibst ein alter, unverbesserlicher Dickkopf!“

„Und du bist und bleibst ein unverbesserlicher, alter Nergler!“

„Nimm doch endlich Vernunft an! Ich werde dir eine andre, eine bessere Stellung verschaffen, dann ist uns beiden geholfen!“

„Ich bin beinahe ein Vierteljahrhundert im Kriegsministerium, ich bin dort alt geworden und will dort bleiben, bis ich sterbe.“

„So willst du also, daß ich mich versetzen lasse?!“ Der Grimm hatte den Rat wieder erfasst.

„Das habe ich nicht gesagt!“

„Aber gedacht, jawohl, gedacht hast du es.“

„Gedanken sind zollfrei!“

„Aber Mensch, bedenkt du denn nicht, was mich hierher berufen hat? Das Vertrauen Seiner Excellenz!“

„Ja — ja! Da muß es schon halt beim alten bleiben.“

„Jawohl, da muß es schon halt beim alten bleiben!“ Während eilte der Rat ins Nebenzimmer, und laut krachend schlug er die Thür hinter sich zu.

Einen Augenblick starrte Ruhnow verblüht auf die Thür, durch welche der Rat verschwunden war; dann schmolz langsam sein Groll und sein Eigensinn, und er sagte sich selbst, daß er eigentlich recht unverschämte gewesen wäre. „Er ist doch nun einmal dein Vorgesetzter,“ sagte ihm sein Gewissen. „Die Zeiten der Brüderlichkeit und Gleichheit sind nun einmal längst vorbei.“

Unzufrieden mit sich selbst, wollte er sich entfernen, da trat ein reizendes junges Mädchen von etwa achtzehn Jahren in das Zimmer, Luise, das einzige Kind des geheimräthlichen Ehepaares. Mit einem freundlichen Gruß streckte sie dem alten Ruhnow die Hand entgegen.

„Et, ei, welch finsternes Gesicht, Herr Ruhnow! Was ist denn geschehen?“

„Herr Papa hat mich wieder einmal niederträchtig behandelt.“

„So, so!“ lachte Luise fröhlich auf. „Und wissen Sie, was Papa sagen wird? Nein? Nun, so hören Sie: Der Ruhnow hat sich wieder einmal unverantwortlich gegen mich benommen!“

Ruhnow hatte seinen Groll beim Anblick Luises sofort vergessen, und beinahe vergnügt seinen mächtigen Schnurrbart streichend, erwiderte er: „Na, Fräulein Luise, eigentlich hat er dann recht.“

„Na, also!“ lachte Luise. „Und was wollte denn Papa wieder so Niederträchtiges von Ihnen?“

„Ich sollte mich versetzen lassen! Das ist doch eigentlich unerhört.“

„In eine bessere Stellung kommen, das ist doch ganz nett!“

„Jawohl, das schon! Aber die Beweggründe — seine Beweggründe — die ärgern mich so infam!“

„Seine Beweggründe sind die allerbesten!“

„Ja, Kuchen — Fräulein Luise! Fort will er mich haben! Nicht mehr sehen will er mich, ich bin ihm ein stummer Vorwurf!“

Luise lachte hell auf; Ruhnow und stumm — die Vorstellung kam ihr zu komisch vor.

„Ich wünschte einen besseren Vorschlag, Herr Ruhnow! Aber nicht böse werden, wenn er Ihnen nicht gefällt!“

„Nur heraus mit dem Vorschlag; von Ihnen kann ich alles hören!“

„Nun denn — Sie sollten sich pensionieren lassen! Sie sind so lange schon im Dienste, daß Sie Ihren ganzen Gehalt als Pension beziehen würden!“

„Das stammt nicht von Ihnen, das haben Sie von Ihrem Papa!“

„Allerdings! Und ist es denn nicht richtig?“

„Jawohl, niederträchtig richtig ist es!“ rief Ruhnow zornig.

„Aber, Herr Ruhnow, nun werden Sie doch wieder heftig.“

„Rein, nein! Sie meinen es ja gut, — aber sagen Sie Ihrem Vater, der Ruhnow wäre ein ehrlicher Kerl, der sich nichts schenken ließe. Faulenzer und Invaliden mögen sich pensionieren lassen, aber der alte Ruhnow bliebe im Dienste des Königs, so lange er noch gesunde Knochen hätte — sagen Sie ihm das gütigst —, und dann nichts für ungut, Fräulein Luise!“

Fort war er, bevor Luise ein Wort der Erwiderung finden konnte.

„Armer Karl!“ seufzte Luise und ließ sich auf einen Stuhl niederfallen. „Das sind trübe Aussichten für unsre Heirat.“

Karl war der einzige Sohn Ruhnows und hatte sich ohne Wissen der beiderseitigen Eltern vor wenig Wochen mit Luise verlobt.

Der Klang heranrückender Militärmusik weckte Luise aus ihrem träben Sinnen, und als echtes Soldatenkind vergaß sie bei diesen Klängen alles Leid und eilte schnell in ein nach der Straße gelegenes Zimmer.

Auf dem Flur traf sie auf Frau Ruhnow, der Mutter Karls, eine ganz behäbig aussehende Frau von etwa fünfzig Jahren, einfach, aber tadellos sauber gekleidet. Im Wesen und in der Sprache eine echte Berlinerin.

„Lassen Sie sich nicht stören, Fräulein Luise!“, sagte Frau Ruhnow, nachdem Luise sie begrüßt hatte. „Wenn das Militär kommt, da muß die junge Welt zusehen. Wir haben's ja alle so gemacht. Wie oft habe ich in der Küche etwas anbrennen lassen, wenn mein Alter dazumal als Feldwebel bei den ‚Kaisären‘ vom Ererzieren heimkam.“

Luise nötigte die Frau Ruhnow, mit ins Zimmer zu treten, so sehr dieselbe sich auch sträubte und sich damit entschuldigte, daß sie keine Zeit habe. Luise aber zog sie mit sich fort, indem sie ihr Vorwürfe machte, daß sie in ihrem Leben überhaupt zu viel gearbeitet hätte.

„Mußt ich wohl, Fräulein Luise! Wir wollten doch unser einziges Kind, unsern Karl, vorwärts bringen in der Welt. Na, Gott sei Dank, das ist uns ja gelungen. Ich habe mit meiner Feinwäscherei so viel verdient, daß wir ihn studieren lassen konnten — und jetzt ist er sogar schon Assessor geworden. An dem Tage, da hat sich der Vater einen ordentlichen Schwips getrunken, den ersten seit unsrer Verheiratung. Doch da schwahe ich und schwache und langweile Sie mit unserm Karl.“

Frau Ruhnow merkte nicht, daß Luise verlegen wurde und errödete, sie fuhr in ihrem Redestrom ruhig fort: „Ich kam eigentlich nur geschäftlich hierher, ich wollte nämlich fragen, warum Ihre Mama nicht mehr bei mir waschen läßt?“

„Mama hat eine arme Frau gefunden, die sie gerne unterstützen wollte, und da Sie es doch nicht mehr nötig hätten — meinte die Mama —“

„So lange ich arbeiten kann, thue ich es! Mein Karl soll nichts entbehren. Freilich, bald wird er ja eine gute Anstellung erhalten.“

Bei den letzten Worten war sie auf eines der Fenster zugehritten und nahm prüfend eine der Gardinen in die Hand. „Hat wohl die arme Frau schon gewaschen? Scheint auf so was noch nicht eingeschult zu sein.“

Leise hatte sich die Thür geöffnet, und ein junger Mann war unbemerkt eingetreten, der plötzlich Luise umfaßte, einen Kuß auf ihre Lippen drückte und dann vergnügt rief: „Guten Morgen, Herzensschatz! Gut geschlafen?“

Luise stand stumm und starr vor Verlegenheit, während Frau Ruhnow vom Fenster aus laut ausschrie. „Ei, sieh da, Mutterchen, du hier! Das ist ja herrlich!“ rief Karl lustig und trat auf seine Mutter zu. „Nun, du stehst ja da wie angenagelt!“

„Der Schreck ist mir in alle Glieder gefahren! — Karl, Karl, wie ist denn das gekommen?“

„Wie so etwas kommt,“ lachte Karl, „über Nacht; auf dem letzten Juristenball war es. Gerade um Mitternacht stahl ich mir den ersten Kuß.“

„Wie, schon so lange! Und niemand weiß davon — ja — was soll denn daraus entstehen?“ Frau Ruhnow hatte ihre Ruhe und ihre Gewandtheit vollkommen wiedergefunden. „Die Geheimrats werden dich gründlich heimleuchten, und dein Vater, na, der wird sich schön wundern, daß du heimlich hier hergehest!“

„Heimlich? Nein! Ich mache hier in aller Form Besuch, so wie es Brauch und Sitte ist.“

„So! Und da küßt man die Tochter vom Hause so mit nichts, dir nichts? Ich will euch mal was sagen, ich sehe da kein gutes Ende ab! Die Geheimrats sind reich, sehr reich sogar, wir aber sind arm. Luise's Vater ist der Vorgesetzte seines Vaters — Kinder, da giebt es kein gutes Ende — küßt euch meinetwegen noch einmal, aber dann entsagt.“

„Das erste können wir thun, das letztere aber niemals!“ lachte Karl vergnügt. „Ich weiß nicht, was du willst, Mutter; ich bin Assessor, werde bald Staatsanwalt, das imponiert dem Herrn Geheimen Kanzleirat, der doch immer nur Subalternbeamter ist, wenn auch die Frau Mama mit rührender Beharrlichkeit die Kanzlei verschluckt.“

„Willst du wohl artig sein, du Spötter!“ lachte Luise und schlug ihn leise auf den Mund.

Frau Ruhnow aber schüttelte bedenklich das Haupt und meinte: „Baue keine Luftschlösser, Karl! Es nußt alles nichts! Fräulein Luise, sagen Sie nur Ihrer Mama, daß ich hier war und zwar wegen der Wäsche! Ja, ja, schneidet nur Gesichter — es geht wirklich nicht — mit der Schwiegermutter ist es hier nichts, es muß schon bei der Wäschfrau bleiben! Komm, Karl! Adieu, Fräulein Luise!“

Sie verließ das Haus, und Karl folgte ihr bald, nachdem er zuvor seiner Geliebten die Versicherung gegeben hatte, daß sie doch das heißersehnte Ziel, ihre Vereinigung, durchsehen würden.

Karl entdeckte sich ohne Zögern seinem Vater, der die Sachlage ruhiger auffaßte als seine Frau vorausgesetzt hatte. Ruhnow war nämlich der Meinung, daß Luise's Eltern ihre Einwilligung nicht verweigern könnten, wenn das Mädchen wirklich Karl ernstlich liebe.

Darauf begab sich Karl sofort zum Geheimen Kanzleirat, um bei demselben um Luise's Hand anzuhalten. Der Rat schätzte den Assessor wirklich hoch,

und er für seine Person hätte seine Werbung angenommen, doch er legte die Entscheidung in die Hand seiner Frau, und diese lehnte jede Verbindung mit der Familie des Kanzleidiener's ab.

Mit diesem Bescheid kam Karl nach Hause zurück. Ruhnow wollte sich mit demselben nicht zufrieden geben, sondern am andern Tage mit dem Rat ernstlich reden. Obgleich es Sonntag war, ließ Ruhnow sich beim Rat unter dem Vorwande melden, daß er einige Akten abholen möchte.

Der Rat hatte das wichtige Aktenstück für den Obersten als vollendet eben beiseite gelegt, er hatte dieser Arbeit einen Teil der Nacht geopfert, als sich Ruhnow dienstlich melden ließ.

Obwohl der Rat überzeugt war, daß nur die Herzensangelegenheit der Kinder den alten Kameraden zu ihm führe, empfing er ihn dennoch. Es war besser, wenn die Sache gleich endgültig entschieden wurde.

Zuerst forderte Ruhnow ruhig einige unwichtige Akten; doch bevor er dieselben noch in Empfang genommen hatte, war er schon auf die Angelegenheit seines Sohnes gekommen.

Die Auseinandersetzung der ehemaligen Kameraden war eine sehr stürmische und dauerte über eine halbe Stunde, in welcher Zeit das „Sie“ und „Du“ sich mindestens zehnmal ablöste, je nachdem die Stimmung eine elegische oder aufgeregte war.

Die Nervosität des Rates war dabei manchmal eine so hochgradige, daß er kaum wußte, was er that. So hatte er verschiedene Male die Akten, welche Ruhnow mitnehmen sollte, auseinander und wieder auseinander gelegt, und es nicht bemerkt, daß schließlich auch das Aktenstück für den Obersten mit darunter geriet.

In größter Aufregung und Spannung schieden die früheren Freunde, und weder der Rat merkte, daß ihm ein Aktenstück fehle, noch Ruhnow, daß er ein solches zu viel habe.

Erst gegen Abend kam es dem Rat in den Sinn, noch einen prüfenden Blick in das Aktenstück zu thun, er suchte dasselbe, natürlich vergebens. Eine große Anruhe erfaßte ihn, er hatte in seiner Aufregung vergessen, das Aktenstück zu verschließen, viele Leute waren ein- und ausgegangen, wenn das wichtige Papier gestohlen, wenn es in schlechte Hände geraten war, dann konnte man die unangenehmen Folgen nicht absehen. Es war ein Aktenstück von so großer Bedeutung, daß gewisse Leute im Auslande es gerne mit großen Summen bezahlt hätten. Himmel, wenn man ihm selbst am Ende einen solchen Vaterlandsverrat zutraute, dann wäre es aus mit seiner Stellung, seiner Ehre, seinem Leben, gewiß, auch mit seinem Leben; denn eine solche Schande würde er sicher nicht überleben. Bis zu solchen Gedanken hatte sich der nervöse Mann verfliegen, da bligte der Gedanke durch sein Gehirn, daß Ruhnow vielleicht das Aktenstück mitgenommen habe, aus Versehen natürlich, eines sah ja äußerlich aus wie das andre. Aber wenn Ruhnow eine schwache Stunde hätte, wenn er sich rächen wollte für die unerhörte Zurücksetzung, für die tödliche Veleidigung, die er durch seinen früheren Kameraden empfangen zu haben glaubte!

Der hocherregte Mann griff nach seinem Hute und eilte nach der Wohnung des Kanzleidiener's; er mußte ihn überraschen, wenn er noch nichts von dem Funde wissen sollte. Die Wohnung war verschlossen, die ganze Familie Ruhnow hatte einen Auszug gemacht. Bis zehn Uhr wanderte der Rat auf der Straße auf und ab, und erst als die Häuser geschlossen wurden, machte er sich auf den Heimweg, mit dem Vorsatze, morgen in aller Frühe wiederkommen. Der arme Rat hatte eine schlechte Nacht. Bis lange nach Mitternacht fand er keinen Schlaf, und als dieser sich endlich einstellte, da träumte er von Verhör, Gefängnis, Amtsenthebung, und gerade als er sich eine Kugel durch den Kopf gejagt hatte, da erwachte er.

Die Uhr zeigte auf acht, und schleunigst erhob sich der Rat, und mit fieberhafter Eile machte er Toilette. Kaum aber hatte er sein Arbeitszimmer betreten, da wurde ihm die Ankunft Ruhnow's gemeldet.

Die Beine versagten ihm den Dienst, und zitternd vor Aufregung ließ er sich auf den Stuhl an seinem Schreibtische nieder.

Ruhig wie immer trat der Kanzleidiener ein; der Rat wagte nicht, demselben sein bleiches, übernachtetes Gesicht zuzuwenden.

„Nun, was bringen Sie?“ kam es kaum hörbar über seine Lippen.

„Das Aktenstück für den Herrn Obersten, soeben erst fand ich es zwischen den andern Akten.“

Mit bebender Hand nahm der Rat das Papier, nur einen Blick warf er hinein, dann sank sein Haupt schwer auf seine Arme, sein ganzer Körper bebte — er weinte.

Stumm und erstaunt stand Ruhnow, so hatte er seinen ehemaligen Kameraden nie gesehen. Doch ehe er mit sich einig war, ob er bleiben oder gehen sollte, hatte der Rat sich gefaßt; hastig sprang er auf und trat auf Ruhnow zu mit den Worten: „Du — du

hatteft das Aktenstück — und du bringst es mir zurück?“

„Selbstverständlich! Was dachtest du denn?“ Tief beschämt stand der Rat ob dieser Frage. Einige Augenblicke herrschte tiefes Schweigen. Plötzlich streckte der Rat dem alten Kameraden beide Hände entgegen:

„Schlag ein, guter, treuer Freund! — Heute Abend ist Verlobung! Jawohl, heute Abend noch steht es in der Zeitung! Und sobald ich durch meinen Einfluß deinem Sohn eine gute Stellung verschafft habe, dann ist Hochzeit; und ich — ich nehme meinen Abschied! Jawohl! Ich habe mich im Dienste des Staates aufgerieben, und nun erfordert es die Pflicht der Selbsterhaltung, daß ich mich zurückziehe.“

So sehr auch seine Frau dagegen ankämpfte, der Geheime Kanzleirat hielt sein Wort in allen Punkten.

Auf Schmugglerwegen.

(Folgt S. 400.)

Wenn durch die Geseßgebung eines Staates der Preis der eingeführten Waren durch Zölle wesentlich erhöht wird, so liegt darin ein starker Anreiz für die Grenzgewohner, durch den Schmuggel sich einen unrechtmäßigen Handelsgewinn zu verschaffen. So ist es an der ganzen russischen Grenze; die sorgfältigste Bewachung der Straßenübergänge vermag nicht jeden Unterhändler zu verhindern. Einen romantischen Anstrich vollends erhält das lichte Gewerbe der Schmuggler in solchen Grenzgebieten, wo die Natur selbst dem freien Verkehr Hindernisse entgegengesetzt hat, also in Gebirgsländern, wie in den Pyrenäen oder in der Schweiz. Es ist allgemein bekannt, daß dort der Schmuggel nach Oesterreich, Italien und Frankreich blüht; bei den niedrigen Zöllen der Schweiz im Vergleich zu der beträchtlichen Verteuerung zahlreicher Lebensbedürfnisse in den Nachbarländern läßt sich das gar nicht anders erwarten.

Unsre Abbildungen aus dem Schmugglerleben beziehen sich auf die französisch-schweizerische Grenze am Juraergebirge; sie sind Schöpfungen des Waadtländer Genremalers Eugen Burnand. Zu ihrer Erläuterung bedarf es nur weniger Worte.

Trotz der unablässigen Ueberwachung durch achtunddreißig Bataillone französischer Zollwächter wird der Schmuggel auf großartige Weise getrieben. In der dreißig Kilometer breiten Grenzzone üben die Schmuggler eine Art Schreckensherrschaft aus. Groß ist ihr Einfluß auf die Bevölkerung, die sie durch Geld und Drohung zu Mitwissern und Mithülfigen gemacht haben.

Die französischen Zollwächter selbst werden als durchaus zuverlässig und vertrauenswürdig geschildert; sie sind frühere Unteroffiziere oder sonst alte Soldaten des Heeres und müssen sich durch ihre gute Führung empfohlen haben.

In einer Entfernung von zwei Stunden vom schönen und großen Dorfe La Chaux-de-Fonds, bekannt und berühmt in der ganzen Uhrenmacherwelt, flieht der Doubs in einer romantischen Schlucht, die auf beiden Seiten von tausend und mehr Fuß hohen, mit von Laub- und Nadelholzwäldern bekränzten Felsen eingeschlossen ist. Das eine unserer Bilder führt uns dahin, an vom Mondlicht beleuchteter Stelle unterscheidet man genau das Fahrzeug und seine Insassen.

Den Gewinn seines Unternehmens berechnend, raucht der Schmuggler gemächlich seine Pfeife und betastet den Mantel eines seiner Hunde. Vermutlich hat der Winkeltreiber in La Chaux-de-Fonds mit seiner Kopierpresse die zehn Pfund Tabak, welche der Panzer des Tieres enthält, nicht gehörig zusammengedrückt!

Von den andern Vierfüßern, die der Mensch durch Dressur zu seinen Mithülfigen herangezogen hat, birgt der eine in seiner Hülle Streichhölzer und Kasser, der andre Spielkarten und Zucker, ein dritter Schießpulver und ein vierter Alkohol, lauter hochbezahlte Dinge.

Sobald das Boot ans französische Ufer gestochen ist, verlassen es die Hunde, umgehen auf Ziegenpfaden die steilen Felspartien, springen über Stock und Stein und weichen fortwährend den von den Zollwächtern gespannten Drahtseilen und gelegten Schlingen aus. Dabei kommt diesen Tieren namentlich der feine Gehör- und Geruchssinn zu statten, womit sie die wachsamsten Spürhunde der lauerten Zollbeamten wittern. Während so die intelligenten Träger der verbotenen Waren geraden Weges nach Le Grand-Combe des Bois zu dem Mitwisser des Schmugglers eilen, wandert der Schmuggler auf der Landstraße und entrichtet am Zollamt mit der unschuldigen Miene seine wenigen Centimes Zollgebühren für einige Lebtuchen, die er seinen Kindern nach Hause bringt. Sobald er die Zollstation im Rücken hat, laßt er ins Häuschen bei dem Gedanken, daß er in demselben Augenblick die etwa 300 Franken gewonnen hat, mit welchen die von seinen Hunden geschmuggelten Waren hätten verkauft werden sollen.

Eine gefährlichere Situation stellt unser zweites Bild dar. Die beiden Schmuggler haben einen Seitenweg gewählt, um ihren mit wertvollen Waren beladenen Schlitten vor der Reugier der Zollwache zu bewahren. Sie sind schon nahe der Grenze, einige Minuten rascher Fahrt noch und sie haben dieselbe hinter sich — da taucht plötzlich die grüne Uniform mit roten Streifen, der blaue Soldatenmantel des Grenzwachters auf. Er ruft ihnen das „Halt!“ zu, aber sie wissen, was auf dem Spiele steht, und peitschen auf das Pferd los, unbedenklich um den Revolver des Wächters. Vielleicht trifft er einen von ihnen oder das Pferd — gleichviel, wenn nur das Pferd nicht sofort zu Tode getroffen wird, seine Kraft noch ausreicht, um die Insassen aus dem Bereich der Grenzwahe zu bringen. Denn nicht um einen Kampf auf Leben und Tod ist es ihnen zu thun, der kühnste, wohlhabendste Schmuggler vergießt nicht gern Blut.



R. R. österreichischer Gendarm (Cisleithanien).

Sicherheitsdienst in Oesterreich-Ungarn und den Occupationsländern.

Nach Originalskizzen von Franz Schlegel gezeichnet von W. Goffmann.

Die Einrichtungen zur Aufrechterhaltung der Ordnung und zum Schutze des Lebens und Eigentums, welche in den meisten Staaten ein ziemlich einheitliches Gepräge aufweisen, sind in Oesterreich-Ungarn und den Occupationsländern sehr mannigfaltig. Die Verschiedenheit der Sicherheitseinrichtungen ist begründet durch die eigentümliche Völker- und Länderaneinanderlagerung der österreichisch-ungarischen Monarchie.

In Cisleithanien wird der Sicherheitsdienst in Städten durch die ausgeübt. Dieses



Reitender Sicherheitswachmann (Konstabler) in Budapest.

Freiherr von Kempen errichtet und war anfangs rein militärisch organisiert; auch jetzt noch wird sie von Offizieren befehligt; ihre einzelnen Abteilungen heißen „Flügel“, und der betreffende kommandierende Offizier Flügelkommandant; der Hauptmann führt den Titel Rittmeister; der Feldwebel heißt Wachtmeister. Diese Bezeichnungen rühren daher, weil zur Zeit der Errichtung des Gendarmeriecorps auch berittene Gendarmen aufgestellt wurden; heute hat Cisleithanien nur Gendarmenmannschaften zu Fuß.

Die Adjustierung der Gendarmerie war in den fünfziger Jahren der russischen ziemlich ähnlich, namentlich die hohe Pickelhaube; letztere wurde aber als weithin sichtbar abgeschafft und dafür der Jägerhut eingeführt, welcher in den sechziger Jahren durch

einen kleineren, leichteren Hut, so wie ihn unsere Abbildung zeigt, ersetzt wurde. Der Hut hat an der linken Seite eine Messinggranate und einen Busch aus Hahnenfedern; das Lederzeug ist schwarz, und die Patronentasche trägt auf dem Deckel eine Messinggranate; der Waffenrock (Bluse) ist stahlgrün mit krapproten Aufschlägen, die Pantalons sind dunkelgrau mit rotem Passpöhl. Die Bewaffnung der Gendarmen bestand bis vor kurzem aus dem Frühwirthschen Repetiergewehre mit Stichbajonett und einem kurzen Säbel mit Messinggriff und Lederscheide; — seit kurzem ist die Gendarmerie mit Maullergewehren mit Dolschbajonett bewaffnet; der Säbel wurde unverändert beibehalten. Der Dienst der Gendarmerie ist ein sehr beschwerlicher, äußerst verantwortlicher, namentlich in Bezug auf den Gebrauch der Waffen. Die Dienstinstruktion ist eine sehr komplizierte, da der Gendarm nicht nur von seinen militärischen Vorgesetzten Befehle entgegenzunehmen hat, sondern auch von den Gerichtsbehörden, welche die Gendarmerie zur Ausforschung und Verhaftung von Verbrechern auf dem flachen Lande verwenden kann, sowie auch von den politischen Behörden, welche die Gendarmerie zu allen in ihren Wirkungsbereich fallenden Erhebungen und Dienstleistungen heranzieht. Es können daher in das Gendarmeriecorps nur verlässliche, intelligente Leute aufgenommen werden; zumeist sind es ausgebildete Unteroffiziere des Heeres.

In Ungarn wurde nach Schaffung des Dualismus die königlich ungarische Gendarmerie errichtet, von welcher ein Teil, der örtlichen Verhältnisse wegen, beritten ist. Die Adjustierung der ungarischen Gendarmerie ist der der cisleithanischen ziemlich ähnlich, nur die Abzeichen sind andere; statt der Granate hält am Hute das Stephanuswappen aus Messing den Federbusch, und der Waffenrock, respektive die Bluse, zeigt an den Ärmeln und am Kragen rote ungarische Verzierungen. Die Bewaffnung der ungarischen Gendarmerie ist das kurze Repetiergewehr (System Kropatschek), mit Stichbajonett; die reitende Gendarmerie trägt statt der kurzen Säbel in Lederscheide einen leichten Kavalleriesäbel in Stahlscheide, der an die Kuppel kurz angehängt werden kann, um den Mann beim Dienste zu Fuß nicht zu hindern. Die militärische und dienstliche Organisation ist ähnlich wie bei der cisleithanischen Gendarmerie.

Die Occupationsländer, welche ebenfalls reitende Gendarmerie haben, erhielten 1878 ihr Gendarmeriecorps. Die Ausrüstung und Adjustierung ist ähnlich der cisleithanischen, nur trägt die Mannschaft im Dienste Feldkappen; die Mohammedaner unter ihnen jederzeit den Fes.

Im Jahre 1882 wurden anlässlich des Aufstandes der griechisch-nichttunisierten Bevölkerung sogenannte Streifcorps errichtet, die sich aus Gendarmen sowie der Landessprache mächtigen Infanteristen und Panduren zusammensetzten; letztere waren zumeist Katholiken und Türken und leisteten wertvolle Rundschaffendienstleistungen; sie wurden mit Hinterladern älteren Systems ausgerüstet und trugen als Abzeichen eine schwarzgelbe Binde am linken Arm. Auch nach der Niederwerfung des Aufstandes leisteten die Streifcorps wichtige, erfolgreiche Dienste durch Zersprengung von zahlreichen

Räuberbanden, die sich an der montenegrinisch-herzegowinischen Grenze herumtrieben. Um die Errichtung und zielbewusste Verwendung dieser Streifcorps hat sich der damalige Leiter des politischen Bezirks von Mostar, Oberstleutnant von Sauerwald, das größte Verdienst erworben; es gelang ihm, dem Räuberunwesen ein Ende zu machen. Die Streifcorps wurden vor kurzem aufgelöst, vorbehaltlich ihrer Wiederaufstellung im Bedarfsfalle.

In den größeren Städten der österreichisch-ungarischen Monarchie wird der Sicherheitsdienst durch eigene Sicherheitswachen, die in Cisleithanien mit Aus-



Königlich ungarischer reitender Gendarm (Transleithanien).

nahme von Wien, Przemyśl, Lemberg und Krakau von der Gemeinde aufgestellt werden, versehen.

Ihre Dienstesorganisation ist im allgemeinen ziemlich gleichartig; Wien allein hat reitende Sicherheitswache. In Galizien wurde aus lokalen Rücksichten das R. R. Sicherheitswachecorps in den drei oben genannten größeren Städten errichtet.

In den fünfziger Jahren hatten alle Städte Oesterreichs solche Wachcorps mit militärischer Organisation; sie wurden im Jahre 1860 aufgelöst und dafür die städtische Sicherheitswache, so wie sie heute noch besteht, eingeführt. Alle Sicherheitswachcorps in Cisleithanien sind in den Provinzstädten ziemlich ähnlich

adjustiert und unterscheiden sich von der Wiener Sicherheitswache, die Pickelhauben trägt, nur durch den Federhut (der aber nur in Parade getragen wird) und durch die Farbe der Aufschläge, sowie durch die Bewaffnung. Eine Ausnahme hiervon macht die Sicherheitswache in Vola, deren Mannschaften vor einigen Jahren ebenfalls Pickelhauben als Paradekopfsbedeckung erhielten.

Die städtischen Sicherheitswachen in Ungarn — Konstabler genannt — sind ähnlich dem Budapester Wachcorps adjustiert, aber Schnitt und Farbe der Uniformen unterscheiden sich wesentlich von den cisleithanischen Wachleuten. Ein runder Filzhut mit breitem Lederbunde



Sicherheitswachmann (Türke) in Serajewo.

Aus dem Haushalt des Deutschen Kaisers.

Von

A. Oskar Aulmann.

III. Hofstafel.

Wie sich am Hofe eines regierenden Fürsten alles nach den Regeln der strengen Etikette vollzieht, so auch das Essen, wenigstens das Tafeln, und die sogenannten Galatafeln sind derartig große Feierlichkeiten, daß das Essen eigentlich dabei in den Hintergrund tritt.

Die Hofetikette hat sogar eine Anzahl von Abstufungen der Hofstafeln erfunden, mit denen wir uns sogleich beschäftigen werden.

Es mag nur im allgemeinen erwähnt werden, daß jede Hofstafel auf das reichste mit Blumen, mit kostbaren Tischdecken, mit silbernen, goldenen und silbervergoldeten Tafelaufsätzen, mit Jardiniere, Leuchtern, Krystallgefäßen geschmückt ist, daß die Teller, von denen die Gäste, besonders die fürstlichen, speisen, aus außerordentlichem Porzellan mit den herrlichsten Mustern und den schwersten Vergoldungen sind. In vielen Fällen wird auch von massivem Silber, ja sogar von massivem Gold gespeist.

Daß das Essen großartig ist und aus den außerordentlichsten Gerichten besteht, ist selbstverständlich. Gewöhnlich werden zehn bis zwölf Gerichte ziemlich rasch hintereinander serviert. Auch die Getränke sind natürlich die denkbar besten und wechseln je nach den servierten Gängen.

Die Dauer einer solchen Galatafel ist auch — wenigstens durch den Gebrauch — vorgeschrieben und erstreckt



R. K. Justizwache (Gisleithanien).

und wehendem weißem Rohrbusch, sowie die rot-weiße Armbinde sind die in die Augen springendsten Unterschiede; die Wachleute zu Fuß haben als Bewaffnung ungarische Säbel in Stahlheide, die reitenden Konstabler haben Kavalleriesäbel, ihre Pferde rote Schabracken mit schwarzer Schafwolldecke. Zu den Sicherheitsseinrichtungen gehört in Gisleithanien auch die R. K. Justizwache beim R. K. Landesgerichtsbezirk von Wien; dieselbe ist als Compagnie formiert, dunkelgrün, mit violetten Aufschlägen und Infanterietischkappe, der im Dienst mit Leder überzogen getragen wird. Ihre Bewaffnung besteht in dem ganz kurzen Extracorporgewehre (System Werndl) mit Stichbajonett, und kurzem Säbel in Lederheide und Messinggriff; — dieselbe Bewaffnung führt auch das oben erwähnte Militärpolizeiwachcorps Galiziens. — Die Justizwache ist dienstlich dem R. K. Landesgerichte unterstellt, besorgt die Eskortierung von Verbrechern und Sträflingen und führt Angeklagte in den Gerichtssaal; bei letzterer Dienstleistung erscheinen die Wachleute ohne Gewehr und Bajonett.

Bei den Landesgerichten Gisleithaniens in der Provinz giebt es ebenfalls Justizwachen (Gefangenaufsichter); selbe haben für den lokalen Dienst kein Gewehr, werden aber anlässlich der Eskortierung von Sträflingen, die zu öffentlichen Arbeiten (zum Beispiel Wildbachverbauungen) in Verwendung kommen, mit Hinterladern und Bajonetten älteren Systems ausgerüstet.



Reitender Wiener Sicherheitswachmann.



Bosnische Gendarmen zu Fuß (Türke) und zu Pferde.

sich auf fünfzig Minuten bis eine Stunde. Das früher übliche lange Sitzen an der Hofstafel, an welcher oft drei bis vier Stunden zugebracht wurde, hat jetzt aufgehört.

Sobald die Hofstafel vorüber ist, begeben sich gewöhnlich die vornehmsten Herrschaften, insbesondere der Gastgeber mit seiner Gemahlin, in einen Nebenraum, in dem sie den Kaffee einnehmen, um dort noch Cercle zu halten, das heißt mit den Teilnehmern an der Hofstafel sich zu unterhalten, was ihnen bei der Tafel nur mit den ihnen zunächst Sitzenden möglich ist.

Erwähnt mag noch werden, daß die Tafel fast ausnahmslos in Hufeisenform aufgeschlagen ist, das heißt so, daß sich an eine Längstafel an den beiden Enden noch zwei kürzere Querstafeln anschließen.

Der Ehrenplatz ist jedesmal in der Mitte der Längstafel. Dann rangieren die Plätze der Reihe nach abwechselnd, rechts und links von diesem Mittelpunkt an der Längstafel herum, und dann an den Außenseiten der Querstafeln. Der nächst höhere Rang sitzt an der inneren Seite der Längstafel, den höchsten Gästen gegenüber, und zwar schreibt die Etikette auch diese Plätze gegenüber den höchsten Personen der Tafel



Herzegowinisches Streifcorps (katholischer Pandur).

genau bestimmten Persönlichkeiten vor. — Handelt es sich um ein diplomatisches Diner, so wird an der Innenseite der Längstafel, gegenüber den höchsten Herrschaften, der älteste Gesandte, der am Hofe accreditiert ist, der sogenannte Dohy, sitzen. Handelt es sich um ein politisches Diner, vielleicht bei der Anwesenheit eines fremden Fürsten, so sitzt auf diesem Platze der Premierminister oder Reichskanzler, und handelt es sich endlich um ein militärisches Diner, so sitzt an dieser Stelle der älteste General oder Feldmarschall der Armee, respektive der Chef des Generalstabs.

Die inneren Seiten der Querstafeln werden sehr häufig nicht besetzt, und als diejenigen Plätze, welche gewissermaßen am niedrigsten im Range stehen, gelten die beiden Eckplätze am unteren Ende der Querstafeln.

Es mag noch erwähnt werden, daß bei allen Hofstafeln gewöhnlich von dem Gastgeber, also dem Regenten, ein Trinkspruch ausgebracht wird, der ungefähr stattfindet, nachdem die Hälfte der aufzutragenden Gerichte serviert ist. Ist irgend eine hervorragende Persönlichkeit, ein fremder Fürst und so weiter am Tisch, dem der Trinkspruch gilt, so erwidert dieser nach dem nächsten Gange.



Städtischer Sicherheitswachmann in einer gisleithanischen Provinzstadt.

Nur bei der Zeremonientafel findet der Trinkspruch — wie wir sehen werden — viel eher statt, und zwar um die obersten Hofchargen von ihrem Dienste zu entlasten und zu entlassen.

Das höchste, was von Hofstafeln stattfindet, ist die Zeremonientafel. Sie erinnert noch an den großartigen Stil der alten Fürstenthümer, an welchen das Tafeln des Regenten fast als eine Art Andacht und etwas über das Menschliche hinaus Erhabenes gefeiert wurde. Besonderer Pomp wird deshalb auch heute noch bei diesen Zeremonientafeln entwickelt.

Eine Zeremonientafel steht immer unter einem besonderen Thronhimmel, der je nach der Wappenfarbe des Landes aus rotem oder blauem Sammet hergestellt ist, und auf dem goldene oder silberne Embleme, Adler, Löwen, Wappen und so weiter eingestickt sind. Unter diesem Thronhimmel, dessen zeltartiges Oberteil an der Decke in einer mächtigen vergoldeten Krone einen Abschluß findet, ist hüfensförmig eine Tafel arrangiert, an welcher nur Fürstlichkeiten aus regierenden Häusern Platz nehmen dürfen.

Nur in einem einzigen Falle wird in allen Staaten von dieser Regel abgewichen, nämlich, wenn es sich um eine Krönung oder um einen Regierungsantritt handelt. Es nehmen dann an der Zeremonientafel außer den regierenden Fürstlichkeiten auch noch die zu der Krönung oder dem Regierungsantritt extra entsandten Botschafter oder Gesandten Platz, welche aber hier im Namen ihres Souveräns sitzen.

Die Zeremonientafel steht auch immer auf einem erhöhten Podium, und außer ihr sind stets in dem Saale und in den Nebenräumen noch eine Anzahl anderer Tafeln für die andern geladenen Gäste gedeckt.

Zu einer Zeremonientafel erscheinen die Teilnehmer in einem großen Aufzuge, der mit allem Pomp unter den Klängen von Fanfaren den Saal betritt. Die Fürstlichkeiten nehmen nach ihrem Range an der Zeremonientafel Platz, und erst nachdem dies geschehen ist, erfolgt der Eintritt der andern Gäste, nach Rangklassen geordnet, die nun an den andern servierten Tafeln Platz nehmen.

Bei der Zeremonientafel erfolgt die Bedienung der Fürstlichkeiten aus regierenden Häusern durch die „obersten Hofchargen“.

Am preussischen Hofe giebt es bekanntlich einen Oberst-Truchseß, einen Oberst-Mundschenk, einen Oberst-Kämmerer, einen Oberst-Marschall und einen Oberst-Jägermeister. Zu diesen treten noch die Ober-Hofchargen, ebenfalls aus einem Ober-Mundschenk, einem Ober-Stallmeister, Ober-Schloßhauptmann, Ober-Küchenmeister, Ober-Gewandkammerer und einem Ober-Hausmarschall bestehend. Alle diese oberen und obersten Hofchargen sind selbst Fürsten und zum mindesten Grafen aus den ältesten Geschlechtern.

Sobald an der Zeremonientafel die fürstlichen Herrschaften Platz genommen haben, rangieren sich hinter ihnen die obersten und Ober-Hofchargen. Während der ersten Zeit der Tafel steht in der offenen Seite des Vorderes, das die Tafel bildet, in voller Gala, mit dem Stab in der Hand, der Ober-Zeremonienmeister. An die unteren Enden der Quertafeln treten zwei General-Lieutenants, die das Vorlegen der Speisen zu besorgen haben. Die Speisen werden durch Lakaien aus der Küche gebracht und besonders überreich, in mit Gold und Silber besetzten Vivreen, gekleideten Dienern übergeben. Diese legen die Speisen den beiden General-Lieutenants vor, welche die Aufgabe haben, die Speisen zu zerlegen. Sie verteilen auch für jeden der fürstlichen Gäste die zerlegten Speisen auf Teller und reichen die Teller den hinter ihnen stehenden Dienern. Die Diener reichen diese Teller wieder Pagen, und die Pagen übergeben sie den obersten und Ober-Hofchargen, damit diese sie den fürstlichen Gästen an der Zeremonientafel vorsetzen.

Da es sich bei diesem Servieren durch die obersten und Ober-Hofchargen doch nur um eine Formalität handelt, da man diesen — selbst fürstlichen, herzoglichen und gräflichen — Leuten nicht zumuten will, eine Stunde lang zu servieren, bringt sofort nach dem ersten Gange der Regent den Trinkspruch aus, nachdem ihm der Oberst-Mundschenk das Glas gefüllt hat.

Sobald der Trinkspruch vorüber ist, verlassen die obersten und Ober-Hofchargen, sowie die beiden General-Lieutenants, die als Vorleger dienten, die Zeremonientafel und nehmen Platz an den andern Tafeln, um dort mit den andern Gästen zu speisen. Das Servieren an der Zeremonientafel erfolgt dann durch Pagen und Diener, respektive Leibjäger.

Die nächst höhere Art der Hofstafel ist die sogenannte Galatafel. Es finden solche Galatafeln statt bei der alljährlichen Feier der Ordensfeste, bei der Anwesenheit fremder fürstlicher Gäste, bei Familienfesten, wie Vermählungen, Taufen und Verlobungen, bei Hofbällen und Soupers.

Das Zeremonialbuch für den preussischen Hof sagt: „Die Galatafeln unterscheiden sich von den Zeremonientafeln dadurch, daß an ersteren außer den Allerhöchsten und den Höchsten Herrschaften auch andre

Personen, insbesondere die Generalfeldmarschälle und die ihnen im Range gleichstehenden Personen, die Häupter der fürstlichen und der ehemals reichstädtischen gräflichen Familien, die Minister, die General-Lieutenants, die Wirklichen Geheimen Räte, vornehme Fremde, die königlichen und die prinziplichen Hofstaaten und so weiter Platz nehmen, und daß bei Ihren königlichen Majestäten und den Prinzen und Prinzessinnen aus regierenden Häusern Pagen den Dienst des Servierens verrichten.“

Der Regent und die Regentin, sowie jedes männliche und weibliche Mitglied des regierenden Hauses wählt sich aus den Pagen, die gewöhnlich aus den Kadettenhäusern zum Dienst für Festlichkeiten genommen werden, zwei Leibpagen aus, die während des ganzen Jahres bei allen großen Festlichkeiten der betreffenden fürstlichen Persönlichkeit attachiert bleiben. Diese beiden Leibpagen bedienen auch bei der Galatafel. Für jeden andern Gast wird ein besonderer Dienstpagen, auch gewöhnlich ein Kadett, der in eine alte spanische Pagen-tracht gekleidet ist und einer alten abligen Familie angehört, bestellt.

An den Galatafeln nehmen Herren und Damen teil. Doch giebt es auch einzelne Galatafeln, an denen nur Herren anwesend sind. Es sind dies die sogenannten Paradatafeln, an welchen diejenigen Generale und Stabsoffiziere der betreffenden Truppenteile teilnehmen, die in einer Parade vor dem Regenten gestanden



Österreichisches Militär-Polizeiwachcorps.
Sicherheitsdienst in Oesterreich-Ungarn und den
Occupationsländern. (S. 404.)

haben. Galatafeln, an denen nur Herren teilnehmen, finden auch dann statt, wenn große Ordenskapitel abgehalten worden sind. Es erscheinen dann an der Tafel nur die kapitelfähigen Ritter und nehmen auch an der Tafel, wenn sie nicht regierende Fürstlichkeiten sind, nicht nach ihrem Range, sondern nach dem Alter der Zugehörigkeit zu dem Ordenskapitel Platz.

Eine Galatafel hat trotz der Festschicklichkeit, mit der sie abgehalten wird, durchaus nicht das steife Zeremoniell einer sogenannten Zeremonientafel.

Nehmen wir an, es handelt sich um die Anwesenheit eines fremden gekrönten Hauptes und seiner Gemahlin am Hofe des Regenten. Es wird dann gewöhnlich abends gegen sieben Uhr die Galatafel in dem Prunksaal des betreffenden Schlosses gedeckt, und außer den obersten und Ober-Hofchargen, den Ministern und den Spitzen der Behörden sind sämtliche Damen und Herren vom Gefolge der fremden Herrschaften zu dieser Galatafel geladen und mit besonders ehrenvollen Plätzen bedacht worden. Da es sich bei einem solchen Besuch gewöhnlich um politische Dinge handelt, würde den höchsten Persönlichkeiten in der Mitte der Längstafel der Reichskanzler oder der Premierminister gegenüberstehen.

Handelt es sich dagegen nur um einen Besuch der Courtoisie, so würde diese Stelle der Ober-Zeremonienmeister einnehmen.

Die Teilnehmer an der Galatafel versammeln sich nach ihrem Range in bestimmten Zimmern des Schlosses und begeben sich ungefähr zehn Minuten vor der Zeit, die für den Beginn der Galatafel festgesetzt ist, in den Saal und nehmen hier hinter ihren Stühlen Auf-

stellung. Die Musik, gewöhnlich zwei Musikchöre, nehmen auf den Emporen des Saales Platz und setzen in dem Augenblick mit Märschen oder Fanfaren ein, in dem die Zeremonienmeister die Flügeltüren öffnen, durch welche die höchsten fürstlichen Gäste eintreten sollen. Durch Aufschlagen mit den großen vergoldeten Stäben, die die Zeremonienmeister tragen, künden sie das Nahen der höchsten Persönlichkeiten an. Die Musik fällt ein, die bereits anwesenden Gäste verbeugen sich tief, und es treten in den Saal erst die paarweise geordneten Pagen, dann die Ober-Hofchargen, die obersten Hofchargen und endlich der fremde Monarch, der die Regentin des Landes, in dem er zu Gast ist, führt, während auf ihn der Gastgeber-Regent mit der Gemahlin des fremden Monarchen folgt.

Natürlich haben die Regenten einander zu Ehren die Uniform der Regimenter, die sie im andern Lande besitzen, angelegt, und sie, ebenso wie ihre Gemahlinnen und die nachfolgenden Fürstlichkeiten, tragen die höchsten Ordensdekorationen des Landes, dessen Monarch Besuch macht, oder bei dem sie zu Gäste sind.

Auf die beiden Königs- oder Kaiserpaare folgen Persönlichkeiten aus regierenden Häusern nach Paaren geordnet, streng ihrem Range gemäß, und der Zug der Leibpagen beschließt den pomphaften Eintritt.

Nachdem an der Längstafel die höchsten Gäste und rechts und links von ihnen die Fürstlichkeiten Platz genommen haben, setzen sich auch die andern, bereits harrenden Gäste, und das Servieren beginnt sofort. Lakaien bringen aus der Küche die Speisen, übergeben sie Dienern, und die Diener überreichen sie wieder den Pagen, welche sie den ihnen zugeteilten Gästen vorsetzen. Das Reichen des Weines und das Eingießen erfolgt indes nicht durch die Pagen, sondern durch die Küchenmeister und Hofsouriers, welche Uniform mit Zweimastern und Degen tragen.

Es wird gewöhnlich sehr rasch serviert, und die Unterhaltung, besonders unter den benachbarten Gästen, ist heiter und frei von aller Steifheit. Selbst bei der Galatafel haben die regierenden Fürstlichkeiten das Recht, heiter und ungezwungen sich zu geben. Daß natürlich die geladenen Gäste nicht geräuschvoll werden, sondern selbst im Gespräch, insbesondere dann, wenn die Musik nicht spielt, nur flüsternd sich unterhalten, ist selbstverständlich.

Außer diesen Galatafeln finden noch Hofstafeln statt, an welchen die königliche Dienerschaft den Dienst des Servierens verrichtet.

Die Fürstlichkeiten, welche Leibjäger besitzen, haben allerdings den Leibjäger hinter dem Stuhl, der ihnen die Speisen zureicht und das Eingießen des Weines besorgt. Außerdem hat jede Fürstlichkeit noch einen besonderen Diener, und auf die andern, nicht fürstlichen Gäste rechnet man einen Diener auf je zwei Personen.

Ueber diese Hofstafeln äußert sich wieder das Zeremonialbuch für den königlich preussischen Hof wie folgt:

„Die Tafeln, an welchen die königliche Hofdienerschaft den Dienst des Servierens verrichtet, sind die am häufigsten vorkommenden. Auch an ihnen nehmen außer den Allerhöchsten und den Höchsten Herrschaften noch andre Personen Platz.“

Diese Tafeln gehen aus den aller verschiedensten Motiven hervor und finden nicht allein im königlichen Schlosse, sondern überhaupt an allen Orten statt, an denen Ihre Majestäten sich aufzuhalten geruhen. Nur die Tafeln im königlichen Schlosse haben immer einen offiziellen Charakter, und es werden zu denselben ausschließlich courtfähige Personen eingeladen. Solche Tafeln sind die fünf Tafeln, welche am Abend der Vermählung königlicher Prinzen und Prinzessinnen außer der Zeremonientafel aufgestellt sind, die Djeuners dinatoires, welche am folgenden Tage unmittelbar nach dem Kirchzuge bei dem hohen, neuvermählten Paare stattfinden, die alljährlich im Frühjahr und Herbst wiederkehrenden Paradediners und sonstige Militärdiners, wie zum Beispiel diejenigen, durch welche der Einzug der aus dem Felde siegreich heimkehrenden Truppen gefeiert wird, die Diners aus Veranlassung von Grundsteinlegungen und Denkmalsenthüllungen, die Marichallstafeln, welche bei vielen Gelegenheiten, wenn die Allerhöchsten und die Höchsten Herrschaften en famille speisen, in besonderen Räumen gegeben werden.

Die Tafeln, welche nicht im königlichen Schlosse zu Berlin abgehalten werden, haben zumeist keine strenge offizielle Tendenz, und es können an denselben daher auch Personen teilnehmen, denen die Courtfähigkeit nicht beizumohnt, wie zum Beispiel Gelehrte, Künstler und so weiter.“

Bei diesen Hofstafeln, die nicht Galatafeln sind, ist die Zahl der Gäste gewöhnlich so groß, daß man mit der gewöhnlichen Hufeisenform der Tafel nicht auskommt. Es wird dann entweder so gedeckt, daß ein kolossales Rechteck entsteht, an dessen einer Längseite in der Mitte ein Drittel herausgenommen ist. In den inneren Raum dieses Rechtecks stellt man dann

noch eine zweite Langtafel, oder man deckt in Form eines riesigen Rechtecks und läßt ein Drittel an einer der Schmalseiten frei.

Der Ehrenplatz bei dieser letzteren Tafel befindet sich dann nicht an einer der Längsseiten, sondern an der geschlossenen Schmalseite, die der geöffneten gegenüberliegt.

Das Faschingspiel der Cusi und Gobbi in Orient.

(Bild S. 397.)

Der stattliche Domplatz mit dem schönen Neptunsbrunnen von Malfatti und dem alten Dome, einer romanischen Basilika, bildet eine unverlöschliche Erinnerung für jeden, der die süd-tirolische Bischofsstadt an der rauschenden Etsch auch nur flüchtig kennen gelernt hat. Auf unserm Bild zeigt der Platz eine fremdartige Belebung, sie gemahnt eher an den Schößlerplatz und Mehgerplatz in München als an das sonstige ganz italienische Straßenleben in Trient. Aber das braucht nicht weiter wunder zu nehmen; denn die Bevölkerung von Trient war früher, wenigstens sicher im 16., 17. und 18. Jahrhundert, größtenteils deutsch, und das Faschingspiel der Cusi und Gobbi ist wohl von deutschen Bürgern nach Trient gebracht worden, wenn auch die lokalpatriotische Auffassung ihm ein viel höheres Alter zuschreiben wollte. Es wurde früher regelmäßig zweimal im Jahre abgehalten, jetzt hingegen seltener. Die Teilnehmer des Spieles gehörten den vornehmsten Bürgerfamilien an. Die Zahl der Spieler belief sich auf nahezu zweihundert Personen, die sich in zwei Parteien, die Cusi und die Gobbi, teilten.

Die Gobbi bildeten auf dem Marktplatz um oder nahe dem großen Brunnen einen Kreis; sie trugen kurze Kniehojen, Flachsperücke und um den Leib einen starken Gürtel, an welchem sie sich rundum fesselten. Ihre Bewegungen wurden geleitet von einem König, der in der Mitte des Kreises auf einem erhöhten Podest Platz genommen und hier eine Polenta zu kochen hatte. Die Gegenpartei, die Cusi, waren harsleinartig angezogen und ebenfalls von einem König befehligt. Sie umschwebten den Kreis der Gobbi und versuchten mit List oder Gewalt denselben zu erreichen und hierauf die Polenta zu stehlen, indem einer, gewöhnlich der Stärkste der Gruppe, mit beiden Händen den Gürtel eines der Gobbi erfaßte und sich zugleich hinter ihm ein andrer und an diesen wieder andre Cusis hängten. Jedoch die Aufgabe der Harsleins, die Polenta aus dem gespannten Kreis zu holen, war nicht so leicht, und nur selten gelang sie; um so größer war dann der Jubel der Zuschauer, während die besiegte Partei für den Spott nicht zu sorgen braucht. In fröhlichen Gassen hatten sich beide Parteien einem schon vorher gewählten Schiedsgericht zu unterwerfen.

Aschermittwoch.

(Bild S. 408.)

Um zwölf Uhr hat man den Karneval begraben — müssen — die Polizei thut's einmal nicht anders, und schließlich hat eben auch der längste Fasching sein Ende. Das Tanzen also hat um zwölf Uhr abgebrochen werden müssen, gerade wie es erst recht angefangen hatte — aber so weit geht die Macht der Polizei doch nicht, daß sie auch die Leute schon um zwölf Uhr heim schicken könnte, o nein! Und dann, was sollten sie mit dem doch einmal „angebrochenen“ Abend anfangen? Also sucht man sich einen gemächlichen Winkel zum Kneipen aus und bleibt sitzen, so lange es einem gefällt. Wenn gerade die richtigen Zweie zusammenkommen, so fliegen die Stunden dahin, ohne daß man's merkt. Daß die zwei auf unserm Bilde zusammenpassen, das zeigt schon ihr gleichartiger Gesichtsausdruck: er als Clown, sie als Pierrette, so haben sie sich auf jeder Redoute des langen Karnevals getroffen und stets königlich unterhalten. Und was sollte ihnen denn auch fehlen? Er ist ein blutjunger Student, ein krasser Fuchs, dem der Himmel noch voller Geigen hängt, und sie ist eine kleine Handschuhverkäuferin, die erst im Herbst aus Dingolfing nach der Haupt- und Residenzstadt gekommen ist, wo es ihr so viel besser gefällt als in ihrem Geburtsort, und gar erst, seit sie mit dem Nagel angebandelt hat, dem netten, flotten Menschen, der das Geld nicht oft umdreht, bevor er's ausgiebt. Trägt das Annerl doch sogar am linken Goldfinger ein Kneiplein, das sie sich nicht selbst gekauft hat. In ihrer Nische, die durch schwere Portieren zur Genüge abgeperrt ist gegen den Trudel des lauten Schwarms, haben sie sich so begnuglich gefühlt, daß sie auf das Heimgehen ganz vergessen haben, bis dann der schwere Wein, von dem sie manches Glas geleert, allmählich wie einen Schleier über sie gebreitet hat, bis sie sanft und selig entschlafen sind — und jetzt im hellen Morgenlichte von den dienstbaren Geistern aufgefunden werden. Soll man sie aufwecken oder nicht? Sie träumen jedenfalls von den angenehmsten Dingen der Welt, es wäre ein Sturz aus allen Himmeln, sie in den nüchternen Aschermittwoch zurückzurufen. Also laßt sie schlafen, so lange sie wollen und — können, denn der Kopf des Clowns sinkt schon bedenklich vornüber, er wird bald von selbst mit einem jähen Ruck erwachen und verwundert entdecken, daß er nicht im Bette liegt.

Der Riesendamm.

(Bild S. 409.)

Der Riesendamm (Giants Causeway) an der Nordspitze der irischen Grafschaft Antrim, den unser Bild darstellt, besteht aus prächtigen Basaltssäulen und ragt 200 Meter weit ins Meer hinein. Das eigenartige Naturspiel seiner etwa tausend Säulen von gleicher Gestalt steht zwar nicht vereinzelt, es findet sich mit leichten Abweichungen an der ganzen Küste von Antrim, aber nirgends tritt die Regelmäßigkeit und Gleichförmigkeit dem Beschauer so überraschend vor Augen. Die irische Volkslage erklärt deshalb in dem Riesendamm den Ueberrest der Brücke, die der tapfere Hain Mac Cool gebaut haben soll. Die Naturwissenschaft erklärt die Sache freilich anders; sie meint,

daß die Risse und Sprünge in dem ursprünglich flüssigen Lava-Ström von Basalt sich bei dessen Abkühlung durch die Zusammenziehung gebildet hätten. Der Riesendamm wird natürlich von Reisenden vielfach aufgesucht; in jüngster Zeit erregte deshalb die Befürchtung, daß der freie Zutritt abgeperrt werden könnte, weite Kreise in England und Irland. Es handelte sich um das Besitzrecht an dem Basaltlager, das ein Vorgebirge bildet zu dem anstehenden Stück der Meeresküste. Die Vereinigung der betreffenden Landeigentümer wahrte sich den Besitzanspruch auf das Vorgebirge als ein Anhängel ihres Eigentums. Das Appellgericht in Dublin hat diesen Anspruch zwar anerkannt, aber doch auch erklärt, daß der dorthin führende Weg öffentlich sei, also nicht gesperrt werden dürfe.

Gräfin Lotte.

Roman aus der Gesellschaft

O. Ester.

1.

Sanz Osterhagen befand sich in freudigster Erregung. Fahnen und Kränze schmückten die Häuser der Bauern und der Tagelöhner; über die engen Gassen des Dorfes zogen sich dicke, bunte Guirlanden, die grellfarbige Inschriften trugen, wie „Willkommen in der Heimat“, „Hoch das junge Ehepaar“ oder „Es lebe der Graf und unsere junge Gräfin!“ Am Eingang des Dorfes hatte sich der Gemeindevorsteher mit dem ganzen Gemeinderat, festlich gekleidet, aufgestellt; neben der kleinen, verwiterten, altersgrauen Kirche stand der Kantor mit der Schuljugend, und auf der Treppe der Kirche erwartete der weihhaarige, fast siebzehnjährige Pfarrer im Talar und mit der Bibel in den zitternden Händen das junge Ehepaar, um den in die Heimat einziehenden Gatten den Segen der Heimat zu entbieten. Und auch im Schloß Osterhagen, das, etwas abseits vom Dorfe liegend, mit diesem durch eine uralte Lindenallee in Verbindung stand, war die Festesfreude eingeleitet. Sollte doch am heutigen Tage der neue Herr mit seiner jungen Gattin einziehen in das Schloß seiner Väter, das lange Jahre hindurch vereinsamt dagestanden hatte.

Auf der höchsten Zinne des alten, noch aus dem Mittelalter stammenden Schlosses blähte sich das gelbweiße Banner mit dem Wappen der gräflich Osterhagenschen Familie, das die hinter einem grünen Walde aufgehende Sonne darstellte. Die graue Fassade des Schlosses schmückten Guirlanden, die verwiterten steinernen Wappenlöwen an dem Thore waren mit Blumen gar seltsam verziert, Hof, Terrasse und Freitreppe zeigten fast allzuviel Blumenschmuck. Inspektor und Verwalter, Wirtschaftlerin und Köchin, Kutscher und Knecht, Hausmädchen und Stallmagd — alle hatten sich sonntäglich herausgeputzt und blickten mit freudiger Neugier den jungen Herrschaften entgegen.

„Das wird jetzt ein andres Leben hier werden!“ rief fröhlich lachend der graubärtige Inspektor der Wirtschaftlerin zu, die soeben aus der Küche auftauchte, wo sie sorgsam nachgesehen, ob der Wildbraten auch ordentlich schmort. „Wir haben lange genug hier oben in der Einsamkeit gelebt,“ fuhr der alte Mann, ernster werdend, fort, „jetzt kann man einmal wieder ein wenig Lustigkeit gebrauchen. Seit der alte Graf tot ist, haben wir ja kaum einen fröhlichen Tag mehr erlebt.“

„Wie lange ist denn das her?“ fragte die Wirtschaftlerin und ließ sich neben dem Inspektor auf einer Bank nieder, die sich auf der Terrasse des Schlosses befand.

„Zehn oder wohl gar zwölf Jahre! Wie die Zeit vergeht! Es werden nun bald fünfundsiebenzig Jahre, daß ich Inspektor der gräflich Osterhagenschen Güter bin. Das war eine lustige Zeit, Mamsell, als ich hier als junger Verwalter eintrat. Der alte Graf wußte zu leben, er sah gern fröhliche Gesellschaft um sich, liebte die Jagd und ein lustiges Mahl. Aber vom Schloß war er nicht herunterzukriegen, so gern die Frau Gräfin ihn auch nach Berlin locken wollte. Denn der Gräfin paßte es hier in dem einsamen, düsteren alten Schloß nicht, sie liebte und liebte noch die große Welt. Sie weilte monatelang mit ihrer Tochter in Berlin; ja nach dem Tode des Grafen zog sie ganz dorthin und kam nur noch im Sommer ab und zu her. Und ihre Kinder machten es ebenso. Die Comtesse Meta mußte ja wohl bei ihrer Mutter bleiben, und die Söhne — nun, Graf Bernward steht als Lieutenant bei den Gardehusaren, und Graf Botho schlug die diplomatische Karriere ein und war als Legationssekretär und Legationsrat jahrelang bei auswärtigen Gesandtschaften. Er konnte stets nur kurze Zeit in der Heimat zubringen. Aber jetzt wird es anders werden — Graf Botho hat sich vermählt, er hat den Abschied genommen und will mit der jungen Gemahlin seinen ständigen Wohnsitz auf Schloß Osterhagen nehmen, das ihm seine Mutter als alleinigen Besitz abgetreten hat. Ich freue mich unendlich auf die Ankunft des

Grafen — ich hab' ihn stets gern gehabt, er ist das Ebenbild seines wackeren, ehrenhaften Vaters, und nun — nun wird schon alles gut werden.“

„Sie sagen das in einem so seltsamen Ton, Herr Birnbaum?“

„Na — Sie sind ja eine ehrliche Person, Mamsell. Man kann mit Ihnen schon ein Wort im Vertrauen sprechen. Wissen Sie — ohne diese Heirat würde Schloß und Gut Osterhagen wohl bald unter den Hammer gekommen sein.“

„Was Sie sagen!“

„Still, die andern brauchen es nicht zu erfahren. Das Leben der Gräfin in Berlin — Graf Bernward als flotter Gardehufar — das hat riesige Summen verschlungen... Osterhagen ist ja kein sehr großer Besitz, der alte Graf mußte schon viel verkaufen, zudem die schlechten Zeiten der Landwirtschaft — na, Sie verstehen mich schon, Mamsell.“

„Ja, ja, ich verstehe,“ nickte die Wirtschaftlerin. „Also deshalb die Heirat des Grafen Botho mit einer Bürgerlichen? Mit einem einfachen Fräulein Lotte Brinkmann... Der alte Brinkmann soll ja furchtbar reich sein?“

„Das ist er — das muß ich am besten wissen, Mamsell. Der alte Graf stand schon mit ihm in Verbindung. Wenn der Brinkmann wollte, könnte er selbst hier als Herr... Doch genug, Mamsell! Wir wollen uns freuen, daß alles so gut abgelaufen ist und daß wieder ein Graf Osterhagen in das Schloß einzieht, in dem die Osterhagens seit fünfhundert Jahren gewohnt haben.“

„Seit fünfhundert Jahren!? Du lieber Himmel... eine solche Zeit!“

Die brave Person schlug erstaunt die Hände zusammen und blickte ehrerbietig zu dem gräflich Osterhagenschen Banner empor, das sich stolz und prunkend in dem lauen Sommerwind blähte.

Von fernher erscholl dumpfer Lärm, Gurraruf und Böllerschüsse. Dann klangen die Glocken der Kirche mit ihrem hellen Geläute ein, und schmetternde Fanfaren der Dorfmusik ertönten.

„Sie kommen! Sie kommen!“ rief der Knecht, welcher als Wachposten auf der Landstraße nach dem Dorfe zu gestanden hatte, und stürzte atemlos in das Thor des Schlosshofes.

„An eure Plätze,“ kommandierte der Inspektor; worauf sich das Gefinde und die Hofleute zu beiden Seiten des Thores verteilten, um die einziehende Herrschaft zu begrüßen.

Im Dorfe spielte sich inzwischen ein seltsamer Vorgang ab. Der Wagen, welcher das junge gräfliche Paar von der Bahnstation abgeholt hatte, fuhr im raschen Trab durch die Dorfstraße. Die Einwohner, Kinder und Frauen drängten sich um den Wagen; sie wollten der jungen Frau Gräfin Blumen zuwerfen, wichen aber scheu zurück vor dem finsternen Blick des Grafen, der mit schroffer Handbewegung alle Zeichen der Ehrfurcht und Anhänglichkeit abwehrte und dem Kutscher herrisch befahl, zuzufahren und nirgendes anzuhalten. Dann lehnte sich der Graf wieder in den Sitz zurück, mit ernstem, düsterem Blick vor sich hinstarrend, während seine Gattin, eine blass, zarte Erscheinung, ängstlich und scheu die Größe des Volkes erwiderte. Der Kutscher trieb die Pferde zu rascherem Lauf an, den Leuten heimlich zuwinkend, sie möchten sich zurückziehen; während der Diener neben ihm vom Boß aus mit spöttischem, überlegenem Lächeln auf das erstaunt dastehende Volk niederschaut. Die Freudenweisen verstummten allmählich, tiefe Stille senkte sich auf die Menge, und nur die ersten Töne der Kirchenglocken hallten fort und fort, gleich einer Bitte um Liebe und Freundlichkeit, einer Mahnung zu Sanftmut und Güte. Doch das Herz des Grafen schien diese Mahnung, diese Bitte nicht zu verstehen. Bei der Kirche angekommen, ließ er einen Augenblick den Wagen halten und winkte den Pfarrer und den Kantor zu sich heran.

„Gott segne Ihren Einzug, Herr Graf,“ hob der Pfarrer mit leise zitternder Stimme an, aber der Graf unterbrach ihn rasch und hart.

„Wenn ich hätte ahnen können,“ sprach er, „daß man diese Festlichkeiten uns zu Ehren veranstalten wollte, würde ich sie mir verbeten haben. Ich liebe derartige Kundgebungen nicht — sagen Sie das den Leuten, Herr Pfarrer. Sie sollen sich weiter keine Mühe geben.“

„Herr Graf,“ entgegnete der Geistliche erschreckt, „die Leute freuen sich so...“

„Es ist kein Grund zur Freude vorhanden,“ kam es streng und herb über die Lippen des Grafen. „Meine Gattin mag indessen bestimmen, was zur Feier unsrer Ankunft hier geschehen soll.“

„Gnädigste Frau Gräfin...“

Die junge blass Frau reichte dem alten Pfarrer die Hand, welche dieser ehrerbietig faßte.

„Ich danke Ihnen und den Leuten, Herr Pfarrer, für den freundlichen Empfang,“ sagte die Gräfin mit leiser, schüchterner Stimme. „Wenn der Graf nichts



Aschermittwoch-Morgen. Originalzeichnung von E. Bachrach-Barée.



Nach einer photographischen Aufnahme von Underwood & Underwood in New York.

Der Riesendamm in Irland.

dagegen einzuwenden hat, möchte ich eine Summe für die Armen des Ortes bestimmen . . .

"Nenne die Summe," unterbrach sie der Graf kurz und schroff. "Ich werde dann die Anweisung ausstellen."

"Fünfhundert Mark."

"Sagen wir tausend Mark. Herr Pfarrer, ich werde Ihnen das Geld zusenden. Adieu . . . Rutscher, zu-fahren!"

Der Rutscher schnalzte leicht mit der Zunge, die feurigen Rappen zogen an, und fort ging es in raschem Trabe durch die stumm dastehende Menge.

Traurig wandte sich der Pfarrer ab. In seinem Herzen leimte die Ahnung, daß ein schweres Verhängnis über das Schloß und die Familie Osterhagen hereinbrechen drohte. Dann sprach er zu den Leuten: "Geht nur wieder heim, liebe Freunde. Die Frau Gräfin ist angegriffen von der Reise. Sie ist krank, sie verlangt nach Ruhe. Deshalb laßt uns still nach Hause gehen, liebe Leute."

Kopfschüttelnd zerstreute sich die Menge. Sie hatte sich den Einzug des jungen Paares so ganz anders gedacht.

Als der Graf die festlich geschmückte Dienerschaft im Schloßhof stehen sah, ließ er halten. Giltfertig trat der Inspektor näher.

"Gnädiger Herr, gnädigste Frau Gräfin, wir freuen uns . . ."

"Lassen Sie die Redensarten, Herr Birnbaum," herrschte der Graf den alten Mann an. "Weshalb haben Sie die Leute nicht bei ihrer Arbeit gelassen? Ich liebe solche laute Bezeugungen einer Freude nicht, die dem Herzen doch fremd ist. Schicken Sie die Leute jetzt fort und versammeln Sie sie in einer Stunde wieder auf dem Gutshof; ich werde dann kommen, um mich mit ihnen bekannt zu machen."

"Herr Graf . . ."

"Thun Sie, wie ich Ihnen befehle, Herr Inspektor!"

Der Alte zuckte die Schultern und entließ die Diener. Nur er allein empfing seine Herrschaft an der Rampe des Schlosses und half der zitternden, blassen jungen Frau aus dem Wagen.

"Wenn die Leute versammelt sind, melden Sie es mir," wandte sich der Graf an den Inspektor, der sich verbeugte. Dann reichte der Graf seiner Gattin den Arm und führte sie die große Freitreppe hinauf in das Schloß, in dessen Portal die Wirtschaftlerin und die Kammerjungfer die neue Herrin begrüßten.

"Du wirst ermüdet von der Reise sein," sprach der Graf in gleichgültigem Ton zu seiner Gattin, "und wirst dich in deine Zimmer zurückziehen wollen. Auch ich werde etwas ruhen. Beim Diner sehen wir uns wieder. — Wann wird gespeist, Ramsell?"

"Um fünf Uhr, gnädiger Herr," entgegnete die Wirtschaftlerin mit einem tiefen Knick.

"Gut. Um fünf Uhr denn. Der Inspektor Birnbaum und die beiden Verwalter speisen mit uns. Ich habe noch mit ihnen zu sprechen. Wenn Sie, Ramsell, irgend welche Fragen in Wirtschaftsangelegenheiten zu thun haben, so wenden Sie sich an die Frau Gräfin."

Er verbeugte sich leicht und entfernte sich rasch, gefolgt von seinem Diener.

Die Wirtschaftlerin blickte in ängstlichem Erstaunen zu der Gräfin empor. Diese, eine feine, schlank Gestalt mit blassem, regelmäßigem Antlitz, großen, tiefblauen Augen und schönem welligem, blondem Haar, stand in stolzer Haltung da. Um ihre Lippen zuckte ein schmerzliches Lächeln, ein tiefer Seufzer stahl sich aus ihrer Brust, und in ihren Augen schien eine heimliche Thräne emporzuquellen. Aber sie raffte sich entschlossen zusammen, reichte der Wirtschaftlerin die Hand und sprach mit sanfter, aber fester Stimme: "Wir sehen uns später noch, Ramsell. Jetzt möchte ich mich umkleiden. Auf Wiedersehen. — Kommen Sie, Vina," wandte sie sich dann an die Jungfer, "führen Sie mich auf mein Zimmer."

Langsam und erhobenen Hauptes schritt sie voran. Die Wirtschaftlerin blickte ihr in starrem, schreckhaftem Erstaunen nach, als habe sie ein Gespenst gesehen.

Das war der Einzug des jungen gräflichen Paares in Schloß Osterhagen!

2.

Das Mittagssmahl verlief in steifer Würde. Die junge Gräfin sah schweigend an der Seite ihres Gatten, der sich mit dem Inspektor in ein Gespräch über Wirtschaftsangelegenheiten vertiefte, während die beiden jüngeren Verwalter ehrerbietig schwiegen und nur verstohlene Blicke auf das blass, zarte Antlitz ihrer neuen Herrin zu werfen wagten.

"Ich sehe, Herr Birnbaum," sagte der Graf nach einer längeren Auseinandersetzung des Inspektors, "daß wir das Gut keiner besseren Hand anvertrauen konnten als der Ihrigen. Daß Osterhagen trotz Ihrer vorzüglichen Bewirtschaftung nicht in dem wünschenswerten blühenden Zustande sich befindet, liegt an Verhältnissen, über die wir wohl ein andres Mal sprechen. Ich

denke aber, daß diese mißlichen Umstände jetzt be-seitigt sind."

Ein finsterner Ausdruck flog über das schöne männliche Antlitz des Grafen, er ergriff das vor ihm stehende Weinglas und leerte es hastig, dann startete er eine Weile schweigend vor sich hin und fuhr fort: "Ich habe den diplomatischen Dienst quittiert, wie Sie wissen, und werde Schloß Osterhagen zu meinem ständigen Wohnsitz machen. Meine Mutter und Comtesse Meta bleiben in Berlin, um in der Nähe meines Bruders zu sein, der, wie Ihnen bekannt, bei den Gardehusaren steht. Unter Ihrer Leitung, Herr Inspektor, werde ich mich ganz der Landwirtschaft widmen."

"Herr Graf, wir freuen uns alle so sehr, daß Sie wieder auf Schloß Osterhagen wohnen, und besonders, daß Ihre Frau Gemahlin . . ."

"Schon gut, schon gut — Sagen Sie der Wirtschaftlerin, daß sie das Hausgefinde in dem Gartensalon versammelt. Die Frau Gräfin möchte die Leute kennen lernen. — Darf ich dich bitten, Charlotte, mit mir in den Gartensalon zu kommen."

Die Gräfin erhob sich und legte die schmale, zitternde Hand in den Arm ihres Gatten. Ohne ein weiteres Wort an sie zu richten, führte dieser sie in den an den Speisesaal stoßenden Salon.

Dieser Raum war, im Gegensatz zu den altmodisch ausgestatteten, düsternen Gemächern des Schlosses, freundlich und modern möbliert. Die offene Veranda, welche sich an den Salon angeschlossen, gewährte einen herrlichen Blick auf die in schönstem Blumenschmuck prangenden Beete des Gartens und den prächtigen alten Park, in dem weite Rasenplätze mit anmutigen Bosketten und Gruppen hundertjähriger Bäume abwechselten.

Die Gräfin trat an die Brüstung und blickte sinnend in den grünen Park hinaus. Wie herrlich war es hier! Wie prächtig glimmerte der goldene Sonnenschein auf den Rasenflächen und den Kronen der uralten Platanen und Linden! Wie süß dufteten die Rosen, und wie träumerisch-sanft rauschte der laue Sommerwind in dem stimmernen Laub der Silberpappeln dort an dem leise murmelnden See, auf dem ein Schwanenpaar in lautlosem Schweigen seine anmutigen Kreise zog!

Die junge Frau atmete tief auf, und ihre blassen Wangen röteten sich leicht. Ach, wie glücklich mußte es sich hier leben lassen — in dieser idyllischen Einsamkeit, in dieser tiefen, träumerischen Stille, in die nur dann und wann der klingende Ton einer Sense oder das ferne Gebell eines Hundes hineindrang.

Wie glücklich — wie unendlich glücklich — und wie elend, wie unglücklich fühlte sie sich!

Der harte Klang der Stimme ihres Gatten entriß sie ihren Träumereien.

"Die Leute sind versammelt, Charlotte, willst du dich ihnen zeigen?"

Die Gräfin wandte sich um. Da standen sie alle unter der Führung des Inspektors und der Wirtschaftlerin im sonntäglichen Staat, die Diener in ihren besten Livreen, die Mägde das frisch gewaschene und gekräuselte Häubchen auf dem einfach frisierten Haar. Die Diener verbeugten sich ehrerbietig, die Mägde knickten errötend und küßten der gnädigen Frau Gräfin die Hand.

Die junge Frau fühlte sich in eine ihr bislang fremde Welt versetzt. Als Tochter des reichen Börsenmüllers August Brinkmann hatte sie Berlin nur während der Sommerreisen verlassen. Sie hatte die Schweiz, Italien, die Nord- und die Ostsee gesehen, sie war in London, in Paris und Wien gewesen, sie kannte die Welt, die große Welt, und dennoch fühlte sie diesen einfachen Leuten gegenüber eine Befangenheit, über die sie vor wenigen Tagen noch spöttisch gelächelt haben würde. Die Bescheidenheit, die Schüchternheit dieser Landmädchen stach gar seltsam gegen die freie, fast anmaßende Haltung der großstädtischen Diensthofen ab.

Die Wirtschaftlerin stellte jede ihrer Untergebenen der "gnädigen Frau Gräfin" vor. "Ich habe stets darauf gehalten, gnädige Frau Gräfin," sagte sie mit einem gewissen Stolz, "daß Einfachheit und gute Sitte unter meinen Mägden herrsche. Gnädige Frau Gräfin werden mir gewiß darin recht geben. Hochmut kommt vor dem Fall, und wenn die Mädchen erst anfangen, sich eine Lockenfrisur zu brennen und städtische Kleidung zu tragen, dann ist nicht viel mehr los mit ihnen . . ."

Ueber das Antlitz der Gräfin huschte ein flüchtiges Lächeln. "Gar so streng dürfen Sie nicht sein, liebes Fräulein," sprach sie mit sanfter Stimme. "Die Jugend hat nun einmal ihre Freude an etwas Pu." Dann richtete sie an jedes der Mädchen einige freundliche Worte und trat zu ihrem Gatten zurück, der sie mit finstrem, forschendem Blick beobachtete.

"Hast du noch Wünsche?" fragte er kurz.

"Nein, Botho."

"So entlaß die Leute."

Die Gräfin winkte der Wirtschaftlerin zu, welche sich mit den Mädchen entfernte. Auch der Inspektor

sandte die Diener fort und fragte dann nach den Befehlen des Grafen.

"Ich habe heute nichts mehr für Sie — morgen früh werden Sie mir die Felder zeigen, morgen nachmittag reite ich zum Förster hinaus. Adieu."

Der Inspektor verbeugte sich und ging.

Der Graf schritt schweigend auf und ab. Ueber das Antlitz der Gräfin zuckte ein schmerzliches Lächeln. Mit sanfter Stimme fragte sie: "Wünschst du den Kaffee hier auf der Veranda zu trinken, Botho?"

Der Graf verbeugte sich leicht. "Wie du befehlst. Du bist jetzt die Herrin auf Schloß Osterhagen, und ich habe mich, was die häuslichen Angelegenheiten betrifft, dir unterzuordnen."

Es lag ein schneidender Hohn in den Worten des Grafen, der die junge Frau auf das schmerzlichste berührte.

Ihre Augen füllten sich mit Thränen, sie preßte die Hand auf das heftig pochende Herz. Dann aber raffte sie sich auf, schritt nach dem Knopf der elektrischen Klingel und schellte.

"Bringen Sie den Kaffee für den Herrn Grafen und mich auf die Veranda," befahl sie dem eintretenden Diener.

"Ich sehe," fuhr der Graf in leicht spöttischem Tone fort, "daß du dich gut in die Rolle der Herrin von Osterhagen finden wirst."

Der Stolz, der Trost bäumten sich in dem Herzen der jungen Frau auf.

"Ich verdiene deinen Spott nicht," entgegnete sie lebhaft. "Mein Wunsch war es nicht, auf dem Schloß deiner Vorfahren die Herrin zu spielen."

"Aber der Wunsch deines Vaters," lachte der Graf höhnisch auf.

"Botho?!"

"Mein Kind," fuhr Graf Botho in gewaltsamer Ruhe fort, "da wir heute zum erstenmal wirklich allein sind, da wir uns selbst überlassen sind und uns mit dem vor uns liegenden Leben einrichten müssen, so thut vor allem die volle Klarheit not, damit ein jeder den Weg kennt, den er zu gehen hat. Der Wunsch deines Vaters war: Besther von Schloß und Gut Osterhagen zu werden. Er hätte sein Verlangen auf einfache Weise befriedigen können, indem er die große Hypothek kündigte, welche meine Mutter sich von ihm auf Osterhagen hatte ausstellen lassen. Meine Mutter wäre nicht im Stande gewesen, diese Hypothek abzulösen, und das Schloß wäre in die Hände deines Vaters übergegangen. Aber dein Vater war auch ehrgeizig, er wollte nicht nur reich, sondern auch vornehm werden, deshalb tauchte in seinem Geiste der Plan auf, dich, seine einzige Tochter, mit einem Grafen Osterhagen zu vermählen. Meine Mutter ging leider auf diesen Plan ein. Ich ward dazu ausersehen, dich zu heiraten. Ich habe stets Neigung für das Landleben gehabt, ich liebte unser altes Stammgut und hätte den Verlust Osterhagens auf das schmerzlichste empfunden. Meine Mutter und dein Vater wußten es einzurichten, daß wir uns in harmloser Weise kennen lernten; dein sanftes Wesen, deine Freundlichkeit, deine Schönheit gewannen mein Herz, und ich hielt um deine Hand an, ohne zu wissen, daß es sich nur um ein Geschäft handelte. Du gabst mir dein Jawort, und als ich das schändliche Spiel erkannte, das man mit mir und meinen Gefühlen getrieben, als mein Bruder Bernward mir in einer Weinlaune höhnisch die ganze Intrigue enthüllte, da war es zu spät, da war ich in dem Netz gefangen, das ihr mir schlau gestellt hattet."

"Ich nicht, Botho — ich wußte ebensovienig von den Absichten meines Vaters wie du!"

"Und weshalb gabst du mir dein Jawort? Weshalb kamst du mir so — nun, so freundlich entgegen?"

"Weil — weil ich dich liebte . . ."

"Nah, wer das glauben könnte! Du wolltest Gräfin von Osterhagen werden, wie dein Vater auf anständige Weise in den Besitz des Schlosses kommen wollte."

"Du beleidigst mich . . ."

Die Thränen stürzten der jungen Frau aus den Augen; sie bedeckte das Antlitz mit den Händen und wandte sich ab.

"Ich beleidige dich, wenn ich die Wahrheit sage? — Nun, so will ich nicht mehr über diese Dinge sprechen. Du bist Gräfin von Osterhagen, und jede Achtung, die meiner Gattin gebührt, soll dir werden. Aber verlange von mir nicht mehr! Ich vermöchte es dir nicht zu gewähren. Zu tief bin ich gekränkt, zu tief in meinen heiligsten Gefühlen verletzt worden. Ich wußte nichts von den unseligen Verhältnissen meiner Familie. Ich kam nach jahrelanger Abwesenheit in die Heimat zurück, das Herz voller Hoffnung und Fröhlichkeit, weil meine Mutter mir geschrieben, daß sie mir Schloß Osterhagen übergeben wollte, und ich mit allen Fasern an der Heimat meiner Jugend hing. Ich näherte mich dir mit einem Herzen voller Liebe, voller Vertrauen — wahrhaftig! meine Seele war frei von jedem gemeinen Gedanken an Geld und Gut; nur dein Liebreiz, dein sanftes Wesen, nur du selbst zogst mich an. Ich liebte dich, Charlotte, wie ich mich geliebt

glaubte. Nur aus diesem Grunde bot ich dir meine Hand und mein Herz — ich liebte dich — bis zu jener unseligen Stunde, da die Enthüllung des schändlichen Handels mir die Liebe aus dem Herzen riß, da ich in mir nur den Kaufpreis sehen mußte, den man für die Rettung meiner Familie vor dem Ruin gefordert und gezahlt hatte. Du aber hast all die Jahre hindurch in Berlin gelebt, hast die Wünsche deines Vaters gekannt und in engem Verkehr mit meiner Mutter gestanden — wie solltest du gerade von diesem Plan nichts wissen? — Genug, ich will dich nicht weiter tranken. Gehe ich jenes Geheimnis erfuhr, bist du meine Gattin geworden. . . drei Tage — drei glückliche Tage lebte ich in einem Traum von Liebe und Glück. . . es ist vorüber — mein Herz ist tot, tot für immer. . . ich habe das Vertrauen zu dir verloren. . .

„Botho!“ rief die Gräfin schmerzlich und streckte ihm flehend die Hände entgegen.

„Wir sind aneinander gefesselt für immer,“ fuhr der Graf dumpf fort. „Wir werden die Kette unser Leben lang tragen müssen; sehen wir zu, daß wir die Last mit Ehren und Stolz tragen. Hier auf dem einsamen Schloß gelingt es uns vielleicht, unsre äußere Ruhe wieder zu erringen. Du bist Herrin deiner Zeit — deine Zimmer habe ich dir nach deinem Wunsch in dem linken modernen Flügel des Schlosses einrichten lassen, die meinigen liegen in dem alten Teil des Schlosses. Die Mahlzeiten nehmen wir gemeinsam in dem Speisesaal ein, im übrigen wünsche ich dir, daß du dich als Herrin auf Schloß Osterhagen wohlfühlen kannst, deine Freiheit werde ich dir in keiner Weise beschränken. — Lebe wohl!“

„Botho! . . .“

„Wünschst du noch etwas?“

Er wandte sich noch einmal um. Sie blickte flehend zu ihm auf, als sie aber seinem finsternen Blick begegnete, erstarrte auch ihr Herz in Troß und Stolz; sie richtete sich entschlossen empor, trat einen Schritt zurück, wandte sich ab und sagte mit rauhem Ton: „Nein, ich wünsche nichts mehr. Lebe wohl! . . .“

In seinem Auge blühte es auf. War es ein Strahl der alten Liebe, der früheren Zärtlichkeit? Doch rasch erlosch dieser Strahl, sein Auge verschleierte sich aufs neue, sein Antlitz nahm wiederum den finsternen, trohigen Ausdruck an, er verbeugte sich und schritt rasch davon.

3.

Einförmig schlichen die Tage dahin. Die Gräfin sah ihren Gatten nur während des Dinens, das um fünf Uhr nachmittags eingenommen wurde, während um die eigentliche Mittagszeit nur ein warmes Frühstück serviert ward, das sich Graf Botho auf sein Zimmer bringen ließ. Zu der Hauptmahlzeit war meistens der Inspektor Birnbaum geladen, auch wohl der alte Pfarrer Grunert aus dem Dorfe, der Revierförster der großen Osterhagenschen Wäldungen oder Doktor Bender, der wöchentlich mehrere Male aus der Kreisstadt in Berufsgeschäften nach Osterhagen kam. Das Gespräch drehte sich dann um allgemeine Angelegenheiten oder geschäftliche Dinge, so daß die junge Gräfin selten Gelegenheit fand, sich an der Unterhaltung zu beteiligen. Nach der Mahlzeit zog sich Graf Botho wieder in seine Zimmer zurück, wenn er nicht mit dem Inspektor auf das Feld ging oder in die Scheunen und Ställe. Doktor Bender und der Pfarrer blieben wohl noch eine Weile, um der Gräfin Gesellschaft zu leisten, doch auch sie empfahlen sich bald, und die junge Frau war wieder mutterseelenallein.

In den ersten Tagen that ihr die Stille, die Einsamkeit des alten Schlosses, des prächtigen weiten Parkes wohl. Ihre erregten Nerven beruhigten sich, in ihre Seele zog Frieden ein, und ihr Herz hoffte aufs neue, daß die glückliche, selige Zeit jener ersten Tage ihrer jungen Ehe zurückkehren würde. Sollte nicht ihr Gatte nach und nach seinen Groll vergessen können? Sollte es ihr nicht doch gelingen, die starre Rinde des Stolzes und Troßes zu zerbrechen, welche sich jetzt um sein Herz gelegt hatte? Wenn sie Botho begegnete, kam sie ihm sanft und freundlich, fast demütig entgegen. In ihrem Auge lag eine stumme Bitte um ein wenig Liebe, um ein wenig Freundlichkeit, um Verzeihen der Schuld, die doch nicht die ihrige war — aber schien es auch zuweilen in dem Auge Bothos zärtlich aufzuleuchten, huschte auch dann und wann ein freundliches Lächeln über sein Antlitz, wenn seine Gattin in dem Liebreiz ihrer Jugend und Schönheit durch das Zimmer schritt, so verdüsterte sich doch sein Auge, seine Stirn nach dem kurzen Lichtblick wieder, und unter der glatten Form des artigen, höflichen Weltmannes verbarg er den Zorn, die Scham und die Demütigung seines Herzens. Er vermochte nicht an die Liebe seiner Frau, an die Wahrheit ihres Charakters zu glauben; in seinem Herzen hatte sich das Mißtrauen fest eingenistet, fraß sich immer tiefer und vernichtete den letzten Rest von Liebe, von Glauben, der sich in einen verborgenen Winkel seines Herzens gekümmert hatte. Eine leichtfertige Natur als Graf Botho hätte sich über das Geschehene wohl rasch hinweggesetzt. Aber Bothos

weiches, für alles Edle und Schöne empfängliche Herz, seine stolze Seele, die sich in dem Getriebe der großen Welt rein und frei erhalten, sein Glaube an eine ideale, beglückende Liebe, seine Achtung vor der Frau, die ihm selbst die Erfahrungen der großen Welt nicht hatten rauben können, das alles trug dazu bei, den Stachel des Mißtrauens immer von neuem in sein Herz zu drücken, nachdem er erkannt, welche verächtliche Rolle er bei der Heirat in den Augen der Welt gespielt.

Er war verkauft worden, um die glänzende Existenz seiner Mutter, seiner Schwester, seines Bruders zu retten! Und gerade ihn hatte man zu diesem schmachvollen Handel ausersehen, weil man die edle Harmlosigkeit, das Vertrauen, welches er den Menschen entgegenbrachte, leichter mißbrauchen konnte als die weltkluge Erfahrung und die leichtfertige Auffassung von Welt und Leben, die sein Bruder besaß. Die Erinnerung an jene Stunde, in der ihm der Bruder mit spöttischem Lächeln die Wahrheit enthüllte, schwand nicht aus seiner Seele und verdrängte mit ihrem düsteren Schatten jeden Strahl des Glückes, des Vertrauens. Mit selbstqualerischer Grausamkeit verschloß er sich allen Gründen, die für die Unschuld seiner Gattin sprachen, und mehr und mehr zog er sich von ihr zurück.

Vergeblich waren alle ihre Versöhnungsversuche, und entmutigt, erschöpft, gedemütigt gab die unglückliche junge Frau endlich die Hoffnung auf, das Vertrauen ihres Gatten zurückzugewinnen. Stolz und Troß schlichen sich auch in ihr Herz, sie zeigte ihm jetzt dieselbe dumpfe Ruhe, dieselbe kalte Zurückhaltung, die er an den Tag legte, und trennte sich ganz von seinem Leben und seinen Interessen.

Wenn sie allein speisten, saßen sie einander wie zwei fremde Personen schweigend gegenüber. Schweigend servierte der Diener, schweigend aßen sie, schweigend schieden sie voneinander.

Ihr selbstames Verhältnis konnte auch der Dienerschaft nicht verborgen bleiben. Der alte Inspektor Birnbaum, die Wirtschaftlerin, die Diener und Hausmädchen flüsternd sich allerhand Gerüchte und Nachrichten zu; selbst dem Arzt und dem Pfarrer entging die Entfremdung der Gatten nicht, aber während der Arzt in ihrem Gesundheitszustand nach einer Erklärung suchte, sah der greise Pfarrer tiefer und erkannte, daß eine Entfremdung der Herzen dieser beiden Menschen stattgefunden hatte, die doch so ganz füreinander geschaffen zu sein schienen. Der Geistliche sah, daß die Gräfin seelisch litt, daß sie wohl das Bedürfnis empfand, sich einem vertrauten Freunde gegenüber auszusprechen, jedoch vor dem ersten Wort zurückbelebte, welches ihr Geheimnis enthüllen mußte. Er nahm sich vor, der jungen, demitleidenswerten Frau seine Hilfe, seinen Trost anzubieten, aber wenn er einmal eine dahinzielende Anspielung machte, wich sie ihm aus und brachte das Gespräch auf ein anderes Thema.

Und dennoch mußte etwas geschehen, sollte die Gräfin nicht geistig und körperlich zu Grunde gehen! Der Arzt sowohl wie der Pfarrer erkannten dies, und als sie einmal auf dem Schlosse gespeist hatten und gemeinsam dem Dorfe zuschritten, vermochten sie die Gedanken, welche ihre Seelen beschäftigten, nicht mehr zurückzuhalten.

„Die Gräfin wird krank werden — ja, sie ist schon krank!“ rief der Arzt. „Weiß der Kuckuck — verzeihen Sie, lieber Pastor — was zwischen den beiden steht. Wahrscheinlich ein Nichts, ein Mißverständnis, eine Klatscherei! — Ich werde mit dem Grafen doch noch einmal ernste Rücksprache nehmen müssen. Dieses Leben erträgt die Gräfin auf die Dauer nicht. Sie wird krank — sie welkt hin wie eine Blume, der es an Luft und Licht mangelt.“

„Ich habe versucht, mit dem Grafen über dieses sonderbare Verhältnis zu sprechen,“ sagte der Geistliche ernst, „aber er gab mir keine Rede und Antwort. Ich weiß nicht, ob ich versuchen soll, mit der Gräfin zu sprechen. . .“

„Thun Sie es, lieber Pastor!“ rief der Arzt lebhaft. „Ich werde bei der nächsten Gelegenheit den Grafen ins Gebet nehmen. Und das ganz ernsthaft! Verlassen Sie sich auf mich. Am nächsten Sonntag sind wir beide ja wieder dort eingeladen; Sie, weil Sie in der Schloßkapelle Gottesdienst halten, und ich, weil ich im Dorf zu thun habe — nun, da bietet sich wohl die Gelegenheit. Etwas muß geschehen, oder beide gehen zu Grunde, und um beide wäre es schade!“

„Sie haben recht, bester Doktor. Es muß etwas geschehen, und zwar bald.“

Die beiden Herren schüttelten sich die Hände und schieden voneinander. Mit nachdenklich gesenktem Haupt schritt der Pfarrer seinem einfachen Heim zu, überlegend, wie er den Weg zu dem trohigen, stolzen Herzen der jungen Frau finden könnte.

Als der Geistliche am nächsten Sonntag die kleine, altertümlich vergierte Kanzel der Schloßkapelle betrat, erblickte er in dem herrschaftlichen Stuhl die schlanke, tief in Schwarz gekleidete Gestalt der jungen Gräfin. Ihr bleiches Gesicht war ihm zugewendet, und ihre großen, von dunkeln Rändern umgebenen Augen blickten

mit so ängstlich flehendem Ausdruck empor, daß ein unendliches Mitgefühl für die unglückliche Frau des greisen Pfarrers Herz durchdrang.

Eine Welt von Schmerz, von Verzweiflung, von Kummer und Gram lag in diesem Blick der düster leuchtenden Augen, in dem bleichen, schmalen Gesicht, in der Haltung der zarten, abgemagerten Gestalt!

Anwillkürlich kamen dem Pfarrer die Worte des alten Bet- und Bußpsalmes auf die Lippen: „Aus der Tiefe rufe ich, Herr, zu dir! Herr, höre meine Stimme, laß dein Ohr merken auf die Stimme meines Flehens. Ich harre des Herrn, meine Seele harret und ich hoffe auf sein Wort. Meine Seele wartet auf den Herrn von einem Morgen zum andern, denn bei dem Herrn ist Gnade und viel Erlösung bei ihm!“

Tief senkte sich das Haupt der jungen Frau in dem einsamen Kirchenstuhl bei diesen Worten, die der Geistliche mit bebender Stimme sprach. Und wie er fortfuhr zu reden von der Not, von dem Gram des Menschenherzens, von dem Stolz, dem Troß, der sich nicht beugen will, der auf seinem Recht besteht und ginge die Welt darob zu Grunde, von dem Leid des Menschenherzens, das die Liebe, das Vertrauen nicht kennt, von der tiefen, finsternen Nacht der Seele, die sich in Troß einhüllt, da glaubte er ein wehes Schluchzen zu vernehmen, und er sah, wie die junge Frau auf die Knie gesunken war, das Haupt in die Hände verbarg und heftig weinte. Und weiter sprach er von dem Trost des Glaubens, des Vertrauens, der Demut, der Liebe.

„Bittet, so wird euch gegeben! Suchet, so werdet ihr finden! Klopft an, so wird euch aufgethan! Denn wer da bittet, der empfängt, und wer da sucht, der findet, und wer da anklopft, dem wird aufgethan!“

„Stellt sich euch ein starres, stolzes, trohiges Menschenherz entgegen, vergeltet ihm nicht Gleiches mit Gleichem. Lasset nicht nach mit Bitten, und euch wird gegeben! Lasset nicht nach, seine Liebe, sein Vertrauen zu suchen, und ihr werdet Liebe und Vertrauen finden! Lasset nicht nach, anzuklopfen mit liebendem, demütigem Finger an das trohige, verstellte Herz, bis es sich erschließt und seine warmen Quellen euch silberhell entgegenprudeln! Lasset nicht nach in der Liebe, in dem Vertrauen, und euch wird Liebe und Vertrauen werden!“

Als der Pfarrer nach beendigtem Gottesdienst das Schloß betrat, erwartete ihn ein Diener. Die gnädige Frau Gräfin fühlte sich krank, sie könne bei Tische nicht erscheinen, lasse aber den Herrn Pastor bitten, zu ihr zu kommen, weil sie ihn zu sprechen wünsche. Der Geistliche folgte dem Diener. Als er bei der jungen Frau eintrat, erschraf er, denn die Gräfin lag mit geschlossenen Augen und totendollem Antlitz auf einem Ruhebett, ihre Hände waren fest über der Brust gefaltet, um die bleichen Lippen zuckte ein schmerzliches Lächeln. Die Kammerjungfer beugte sich über sie.

„Gnädige Frau, der Herr Pfarrer ist da. . .“

Rasch erhob sich die Gräfin und streckte dem Geistlichen beide Hände entgegen.

„Wie danke ich Ihnen — wie danke ich Ihnen!“ flüsterte sie, und ihre Augen füllten sich mit Thränen.

Der Pfarrer ergriff ihre Hände, drückte sie innig und setzte sich zu ihr. Das Kammermädchen entfernte sich leise. Tiefe Stille herrschte in dem Gemach, nur das leise Rauschen der Bäume im Park drang durch die geöffneten Fenster.

„Sie haben mich rufen lassen, Frau Gräfin — Sie bedürfen meiner?“

„Ja, ich bedarf Ihrer!“

Charlotte erhob sich plötzlich und richtete sich straff empor. „Ich bedarf Ihrer,“ fuhr sie hastig fort, „denn ich weiß nicht mehr, was ich thun soll. Sie haben in meiner Seele gelesen, Herr Pfarrer, ich hab' es aus Ihren Worten herausgehört — Ihre Worte waren nur an mich gerichtet — und für mich bestimmt — ich habe es gefühlt — Ihre Worte waren so gut, so fromm, so edel — aber was soll ich thun — was beginnen, um ihnen nachzuleben! Wo soll ich bitten — wo soll ich suchen — wo soll ich anklopfen?“

Sie schlug die Hände vor das Antlitz und blieb regungslos stehen.

„Das Herz Ihres Gatten. Sollen Sie bitten — das Herz Ihres Gatten suchen — an seinem Herzen anklopfen. . .“

Sie schreckte empor. „Hab' ich es nicht gethan?“ rief sie. „Hab' ich nicht gebettelt, gekleidet um ein wenig Liebe, um ein freundliches Wort? Habe ich mich nicht gedemütigt, habe ich nicht wie eine Sünderin vor ihm gestanden, habe ich ihm nicht mein Leben, meine Seele, mein Herz zum Opfer bringen wollen — und was hat es mir genützt? Mehr und mehr hat sich sein Herz verhärtet, mehr und mehr hat er sich von mir abgewandt, und ich bin elender, unglücklicher denn je geworden. Helfen Sie mir — ich habe niemand, dem ich Vertrauen schenken kann, nicht meiner Mutter, nicht meinem Vater — helfen Sie mir — helfen Sie mir!“

Der Olymp fin de siècle.

Originalzeichnung von Joh. Bahr.

Die Mufen aber glänzen bei
Der nächsten GötterfeierMit eigens dazu angeschafften
Hochst wertvollen Errungenschaften.



Im Schneesturm auf See. Originalzeichnung von Willy Stöwer.

Verzweifeln war sie vor dem alten Mann niedergefallen, hatte ihn mit den Armen umschlungen und preßte heftig weinend das Haupt an seine Kniee. Tieferschüttert legte der Geistliche die Hände auf ihr blondes Haar.

„Mein armes, armes Kind. Wollen Sie mir vertrauen? Wollen Sie mir sagen, was sich trennend zwischen Sie und Ihren Gatten drängt — oder nein, sagen Sie mir nichts! Sagen Sie mir nur das eine, ob Sie Ihren Gatten lieben mit der reinen, schuldlosen Liebe der Frau, die alles leidet, die alles erduldet um ihrer Liebe willen! Können Sie diese eine Frage bejahen, so wird Gott uns Kraft geben, die Finsternis seines Herzens zu bannen. Lieben Sie Ihren Gatten?“

Sie blickte zu ihm empor mit leuchtenden Augen, ein glückseliges Lächeln verklärte ihr Antlitz.

„Ich liebe ihn,“ sprach sie mit tiefstimmender Stimme und innigem Ausdruck. „Ich liebe ihn und würde mein Leben, meine Seele opfern, um seine Liebe zu gewinnen, um ihn glücklich zu machen! Ich liebe ihn, nicht aus Lust an äußerem Glanz — ich liebe ihn um seiner selbst willen, ich liebe ihn, weil ich ihn lieben muß!“

„Und diese Liebe sollte Sie nicht stark machen, seine Liebe zurückzugewinnen? O Sie Kleinmütige! Wessen Herz voll von solcher Liebe ist, der verträgt alles, der duldet alles, der ist glücklich in der Liebe, in dem nie wankenden Vertrauen. Ja, mein Kind, jene Worte in der Kirche galten Ihnen! Und nun werden Sie auch die Worte verstehen, nun werden Sie auch nach den Worten handeln, denn die Liebe, die aus Ihren Augen leuchtet, wird Ihnen den Weg zeigen und wird Sie stark machen. Wollen Sie mir versprechen, nur dem Rat Ihrer Liebe zu lauschen und die falschen Ratgeber, den Stolz, den Trost, von sich zu weisen?“

„Ich verspreche es Ihnen, Herr Pfarrer. Und ich danke Ihnen aus tiefstem Herzen. Ich habe den Sinn Ihrer Worte jetzt verstanden und den Weg gefunden, den Sie mir zeigen wollten.“

Ein glückliches Lächeln verschönte ihr sanft gerötetes Antlitz. Sie reichte dem Pfarrer die Hand, welche dieser liebevoll küßte. Da öffnete sich die Thür und das Kammermädchen trat ein.

„Der Herr Graf läßt gnädige Frau fragen, ob gnädige Frau nicht zu Tische kämen?“

Tiefer röteten sich die Wangen der jungen Frau. Noch nie hatte der Graf diese Frage an sie richten lassen, wenn sie der Mittagstafel fern geblieben war. Sollte sie die jetzige Anfrage als günstiges Vorzeichen auffassen? Ihr Auge begegnete in stummer Frage dem Blick des Pfarrers, der ihr freundlich und ermunternd zulächelte.

Sie atmete tief auf.

„Bestellen Sie meinem Gatten, daß ich in zehn Minuten erscheinen würde... ich bete, so lange mit dem Beginn des Essens zu warten.“

Das Mädchen verschwand.

„So ist es recht, Frau Gräfin,“ sagte der Pfarrer. „Und nun will ich vorausgehen und dem Grafen sagen, daß Sie sogleich kommen werden. Darf ich?“

„Ja, ja, gehen Sie nur — helfen Sie mir auch ferner!“

4.

„Also, Herr Graf, etwas mehr Zerstreuung, etwas mehr Abwechslung, Gesellschaft — es ist ja jetzt die Jagdsaison — etwas mehr Fröhlichkeit in das alte finstere Schloß, wenn Sie nicht Ihre Frau Gemahlin hinweisen sehen wollen wie eine Pflanze ohne Licht und Luft.“

Diese Worte des Doktors Bender vernahm der Pfarrer bei seinem Eintritt in den Salon, wo der Graf und der Arzt in einer Fensternische in eifrigem Gespräch zusammenstanden. Des Grafen Antlitz war ernst und nachdenklich, aber weniger finster als sonst; ein milder, weicher Ausdruck in seinen Zügen ließ deren edle Schönheit noch mehr hervortreten. Der Pfarrer kannte den Grafen als einen edelmütigen, hochherzigen, aber auch in seinem Stolz leicht verletzten Mann, der, gerade weil er den Weg der Ehre und Pflicht niemals verlassen, weil er sein Leben nicht mit eitlem Nichtigkeitsvergeben hatte, sondern stets ernst und wahr gestrebt, seine Pflicht der Welt gegenüber treulich zu erfüllen, auch von den andern Menschen diese Wahrheit, dieses Pflichtbewußtsein forderte und sich auf das empfindlichste verletzt fühlte, wo ihm Eigennutz und äußerliches Streben entgegenstehen.

Der Graf reichte dem Geistlichen die Hand.

„Was sagen Sie zu dem Rat des Doktors?“

„Herr Graf, ich glaube, daß der Frau Gräfin ganz etwas andres not thut als geräuschvolle Geselligkeit,“ entgegnete der Prediger.

Des Grafen Stirn verdüsterte sich.

„Sie waren bei der Gräfin?“

„Ja, Herr Graf...“

„So ist wohl die freundliche Antwort der Gräfin

auf meine Anfrage, ob Sie nicht zu Tische kommen werde, Ihr Werk, Herr Pastor?“

„Herr Graf, hören Sie Ihre Gattin selbst, ich denke, sie wird Ihnen auf alle Fragen die beste Antwort geben können.“

Der Graf lachte leise auf. „Nun, meine Herren, sprechen wir von etwas andern,“ sagte er dann. „Ihren Rat, lieber Doktor, werde ich übrigens befolgen, da ich doch noch Pflichten gegen die Welt habe und mir dieses eintönige, einsame Leben auf die Dauer unerträglich wird. Die Jagdsaison beginnt, da werden wir viel Gesellschaft auf Schloß Osterhagen sehen.“

Die Flügelthür, welche zu den Gemächern der Frau vom Hause führte, öffnete sich jetzt und Gräfin Charlotte trat ein. Der Arzt und der Pfarrer verbeugten sich, während der Graf seiner Gattin entgegenschnitt, um ihr den Arm zu bieten.

„Man sagte mir, daß du leidend seiest...“

„Nicht im geringsten,“ entgegnete die Gräfin mit freundlichem Lächeln. „Ein Gespräch mit unserm alten Freunde, dem Herrn Pastor, hielt mich zurück, und dann — ich mußte doch vorher Toilette machen.“

Erstaunt blickte der Graf auf seine Gattin, während der Pfarrer in innerer Befriedigung lächelte und der Doktor heimlich vor sich hinmurmerte: „Da trau einer den Weibern!“

War denn diese stolze, schöne, freundliche Erscheinung noch dieselbe Frau, die sonst stumm, mit blassen Wangen, trüben Augen und schlaffer Haltung einhergegangen war? Die schlanke Gestalt umhüllte ein helles Seidengewand, dessen Spitzenkrause das zarte Kinn und die Wangen einrahmte und mit einer kostbaren Perlenkette umwunden war. Das herrliche blonde Haar schmückte eine Krone, und ein kleines Rosenbouquet war auch am Gürtel mit einer Spange befestigt. Die sanfte Röte innerer Erregung färbte mit lieblichem Glanz die Wangen; in den tiefblauen Augen leuchtete es zärtlich bittend auf, und um den kleinen, feingekrümmten Mund schwebte ein ruhendes, halb ängstliches, halb freundliches Lächeln, das zu bitten schien: „Sei wieder gut.“

Der Graf wußte sich diese Umwandlung nicht zu erklären, aber er war viel zu sehr Kavalier, als daß er dem freundlichen Entgegenkommen seiner Gattin vor den Augen Fremder nicht Rechnung getragen hätte. Er verbeugte sich artig und sagte mit höflichem Lächeln: „Deine Toilette paßt nur nicht recht zu unsrer einfachen Kleidung. Indessen mache ich dir mein Kompliment und freue mich, dir mitteilen zu können, daß deine Schönheit bald einen größeren Kreis von Bewunderern finden wird.“

„Wie soll ich dich verstehen?“

„Ich gedenke dir die Jagdsaison mehrere Freunde und Bekannte einzuladen. Auch sind wir noch die Besuche in der Nachbarschaft schuldig. Wir wollen gleich heute anfangen, dies Versäumnis nachzuholen.“

„Ich habe die laute Geselligkeit hier nicht vermisst,“ flüsterte Charlotte mit gesenktem Blick, und eine tiefe Glut überflammte ihre Wangen.

Der Graf schien sie zu verstehen, in seinen Augen leuchtete es auf, er ergriff die Hand seiner Gattin und führte sie zu einem höflich dankbaren Kuß an die Lippen.

„Wir sprechen noch weiter darüber,“ sagte er.

„Wenn du wünschst, daß wir Gesellschaft empfangen, so werde ich dir gern behilflich sein, den Aufenthalt der Gäste in Schloß Osterhagen so angenehm wie möglich zu gestalten.“

„Ich danke dir. — Doch, nun wollen wir zu Tisch gehen. — Darf ich bitten...“

Er reichte der Gräfin den Arm und führte sie in den Speisesaal, wo die Beamten des Gutes bereits warteten. Mit freundlichem Neigen des Hauptes begrüßte die Gräfin die Herren und reichte dem alten Inspektor die Hand. Dann forderte sie zum Platznehmen auf und winkte den Dienern. Früher hatte sie die Pflichten der Hausfrau nur in lässiger Weise geübt, was den Grafen oft verstimmt. Heute aber war sie als liebenswürdige Wirtin bestrebt, ihre Pflicht den Gästen gegenüber mit Anmut und Freundlichkeit zu erfüllen. Sie übernahm die Leitung des Mahles, sorgte dafür, daß es an nichts fehlte und lenkte die beiden servierenden Diener durch den Blick ihrer Augen. Auch beteiligte sie sich in freundlich aufmerksamer Weise an dem Gespräch der Herren, erkundigte sich bei dem Doktor und Pfarrer nach den Kranken und Armen, bei dem Inspektor nach der Ernte und andern Wirtschaftsangelegenheiten; sie fragte, ob man auf eine gute Feldjagd rechnen könne, bebaute, daß der Revierförster nicht zugegen sei, um Auskunft über die Hochwildjagd in den weiten Waldungen von Osterhagen geben zu können, kurz, sie zeigte für alle Verhältnisse Osterhagens ein so warmes Interesse, daß der Graf in schweigender Überraschung dasaß. Dann aber beschlich sein Herz eine gewisse Beschämung. Er erkannte dankbar das Bestreben Charlottens, einen vermittelnden Weg zu finden, und fühlte die Verpflichtung, ihr dabei entgegenzukommen.

Noch nie hatte auf dem Schloß eine so heitere Fröhlichkeit geherrscht wie bei dem heutigen Diner. Der Arzt erzählte einige Scherzreden, der Inspektor wußte ein paar hübsche Jagdgeschichten, und der Pfarrer sprach von den Sagen und Märchen, welche sich an das uralte Geschlecht der Osterhagen und das Stammschloß knüpften.

Durch die weit geöffneten Thüren der Veranda strömte das goldene Sonnenlicht des Spätsommers voll herein. In den Bäumen des Parks rauschte ein leiser Wind, und hoch oben in blauer Luft kreisten die Schwalben, die sich schon zu dem Fluge nach Süden rüsteten. Aus der Ferne kam dann und wann ein verllorener Ton, das Bellen eines Hundes, der Klang einer Harmonika, die von einem Knecht oder Bauernburschen gespielt wurde, oder die verhallende Melodie eines Volksliedes, von jungen Burschen und Mädchen gesungen, die den herrlichen Sonntagnachmittag zu einem Ausflug in den Wald benutzten.

Die Frieden und Glück atmenende Stimmung der Natur teilte sich auch den Menschen mit. In das Herz Charlottens zog neue Hoffnung, neuer Mut ein, und wenn ihr Auge dem ausleuchtenden Blick ihres Gatten begegnete, dann strömte das Blut ihr heiß zum Herzen in traumhafter Ahnung nahen Glücks.

Nach der Tafel trank man den Kaffee auf der Veranda. Dann entfernten sich die Gäste, der Graf und Charlotte blieben allein.

Charlotte ordnete mit leichter Hand einen Blumenstrauß in einer Vase, als der Graf an ihre Seite trat. In seinem Antlitz zuckte es vor innerer Erregung.

„Ich danke dir, Charlotte,“ sprach er mit leichtbewegter Stimme, „für die schöne Stunde... du hast deine Pflichten als Schloßherrin und Hausfrau aufs beste erfüllt und — und — hast mich beschämt...“

Sie blickte lächelnd zu ihm auf, während ihr Herz in heftigen Schlägen pochte. „Rechteres war nicht meine Absicht, Botho,“ entgegnete sie. „Aber ich sehe ein, daß du von mir die Erfüllung jener Pflichten fordern mußt, und ich bitte dich um Verzeihung, wenn ich sie bislang vernachlässigt habe.“

„Die Verzeihung ist dir von ganzem Herzen gewährt,“ erwiderte er lachend. „Einer so schönen Sünderin vergiebt man gern.“

Er ergriff ihre Hand, die warm und weich in der seinigen ruhte, und führte sie an die Lippen. Ziehend, zärtlich, ängstlich begegnete sie seinem Blick, und auf ihren halbgeöffneten Lippen schien eine stumme Bitte zu schweben, ein Lächeln, wie um den Mund eines Kindes, das die Worte nicht finden kann.

Botho befand sich in heftiger innerer Erregung. Er hätte sie an seine Brust ziehen mögen, er sehnte sich danach, die Arme um ihre schlanke, mädchenhafte Gestalt zu schlingen und in ihrem Kuß Vergessen und Heilung zu finden von all den Wirrungen und Irrungen der letzten Zeit.

Da betrat ein Diener die Veranda! Der Augenblick des Glücks war verflogen — der Traum war zu Ende — die Alltagswelt schlug wieder ihre Fesseln um die beiden Herzen, die sich soeben in stummer Aussprache zusammenfinden wollten wie verirrte Kinder, die in das Elternhaus heimkehren.

Der Graf trat von Charlotten zurück.

„Was willst du?“ fragte er ärgerlich den Diener.

„Verzeihen Herr Graf,“ entgegnete dieser. „Soeben ist diese Depesche eingetroffen.“

Er überreichte auf silberner Platte das Telegramm, welches der Graf rasch öffnete.

Ein Ausruf der Überraschung entschlüpfte seinen Lippen. Seine Stirn furchte sich zornig, und seine Hand schien das blaue Papier zerknittern zu wollen. „Hast du eine unangenehme Nachricht erhalten?“ fragte Charlotte besorgt.

„Da — lies! — Mein Bruder meldet sich zum Besuch an. Er möchte mit mehreren Kameraden im Walde von Osterhagen jagen...“

„Und das verdriest dich so? — Ich wußte bereits von der Absicht meines Bruders.“

Der Graf fuhr empor, als habe ihn ein Schlag getroffen. „Du — du wußtest um seine Absicht?“

„Mein Vater schrieb mir davon. Heute morgen empfing ich den Brief.“

„Und — und weshalb sagtest du mir nichts?“

„Offen gestanden — ich habe nicht mehr daran gedacht. Ich glaubte auch, du würdest schon Nachricht erhalten haben — ich hatte den Brief ganz vergessen über unser Zusammensein.“

Sie senkte die Augen, während sie abermals tief errödete. Der Graf beobachtete sie scharf. Sein Antlitz verfinsterte sich mehr und mehr. Ein furchtbarer Verdacht, das alte Mißtrauen stieg aufs neue in seinem Herzen empor. Charlotte wußte von der bevorstehenden Ankunft seines Bruders mit den Jagdgenossen — sie war wie umgewandelt, sie schmückte sich wie zu einem Feste, sie lachte und scherzte, sie lebte förmlich auf! — War es der Eindruck dieser Nachricht, welcher die Umwandlung ihres Wesens hervorgebracht hatte? Weshalb sprach sie nicht mit ihm darüber? Fürchtete sie,

sich zu verraten? Stand sie jetzt nicht da wie eine Schuldige vor ihrem Richter — mit glühenden Wangen, bebenden Lippen und gesenkten Augen? Ach, welch ein Thor war er gewesen, daß er dem Glauben, dem Vertrauen aufs neue sein Herz geöffnet hatte! Kannte sein Bruder nicht Charlotte schon seit langer Zeit? Hatte er nicht spöttisch geäußert, er beneide ihn um sein Glück, eine so schöne und reiche Frau zu besitzen? Wußte Botho nicht, daß sein Bruder ein leichtfertiger Charakter war, von einer wilden, zügellosen Genußsucht befeuert? — Nein, er wollte nicht mit sich spielen lassen, er wollte die Wahrheit ergründen. Vor wenigen Minuten war er noch entschlossen gewesen, seinem Bruder abzuschreiben, jetzt änderte er seinen Entschluß. Sein Bruder sollte kommen, er, Botho, wollte sehen, ob sein Mißtrauen berechtigt war, ob er die Schmach dieser Verbindung noch nicht vollständig kannte.

Er zwang sich gewaltsam zur Ruhe.
„Ich werde Bernward eine Drahtantwort schicken, daß er willkommen ist,“ sprach er kurz und schroff.

Charlotte erschrak. Die Hoffnung ihres aufkeimenden Glücks war mit einem Schlage vernichtet.

„Ich bitte dich, Botho — thue es nicht...“ flüsterte sie angstvoll.

„Fürchtest du dich vor meinem Bruder?“ fragte er mit leichtem Spott. „Ist dir ein Wiedersehen unangenehm? — Ja, ja, ein solch unverhofftes Wiedersehen erweckt oft unangenehme Erinnerungen...“

„Botho!“
„Aber es belehrt uns auch über manches, was wir in unserm blinden Vertrauen vergessen wollten. Es bleibt dabei — ich telegraphiere gleich an Bernward. Morgen begleiten wir dann mit unsern Besuchern in der Nachbarschaft — heute ist es zu spät. Also richte dich für morgen ein.“

Er verbeugte sich leicht und schritt rasch davon, ohne zu bemerken, daß eine tiefe Blässe ihre Wangen bedeckte und sie die frampfhaft verschlungenen Hände auf das wildpothende Herz presste.

„Gieb mir Kraft — gieb mir Mut,“ flüsterten ihre bebenden Lippen. „und laß mich der Verheißung gedenken: Suchet, so werdet ihr finden — klopfet an, so wird euch aufgethan...“
(Fortsetzung folgt.)

O frage nicht!

„Du fragst mich leis: Hast du mich lieb? — Kannst du mich nicht verstehen? Sieh mir ins Aug', des Herzens Trieb Ist deutlich drin zu sehn; Es schaut so stumm, so ernst dich an, Es ruht so fest auf dir, Und blickt es traurig dann und wann, So spricht's: Vergieb es mir!“

Vergieb es mir! Ich liebe dich;
Doch Lieb' hat Lust wie Gram,
Und wenn ins Aug' die Thrän' mir schlich, —
Ich weiß nicht, wie sie kam;
Auch in der Thräne liegt das Glück,
Die stumm die Liebe weint —
Dum frag mich nicht! Des Auges Blick
Sagt doch: Wir sind vereint!

Margarete Simon.

Im Schneesturm auf See.

(Bild S. 413.)

Nordsee — Nordsee! Die „Luise“ hat noch nie so schlechte Ueberfahrt gehabt. Ein Treibeisbrocken nach dem andern knirscht unter dem Kiel, der ihn durchschneidet und unterpflügt, daß die Trümmer an den Schiffswänden wieder emporspringen, wie zornig über die verächtliche Behandlung. Der Schneesturm treibt die großen, schweren Eisklotten in dichten Schwärmen an Segel und Tauwerk, das sie mit eisigen Krallen überziehen. Auf den schräg gestellten Segeln schlägt sich der Schnee zu ganzen Lagern nieder, man muß sie einziehen, sonst werden sie zu schwer und hemmen den Lauf des Schiffes. Das ist kein leichtes Stück Arbeit für die Mannschaft, über den glitscherigen Bugspriet sich legend, die Füße auf den nassen Tauen, die gewichtigen Segel hereinzurollen. Nicht nur Kraft und Gewandtheit ist nötig, sondern auch die höchste Vorsicht, denn ein Fehltritt würde den Mann ins Meer stürzen. Aber in solcher Not und Gefahr zeigen sich unsere deutschen Seeleute als echte Helden, die bis zum letzten Augenblick nicht nur für ihr Leben, sondern für das Schiff alle Fibern anspannen. Erweist sich aber die Mut der Elemente unüberwindlich, so sehen sie mit demselben Mannesmut dem Tod im Meere entgegen, als ob ihnen das Ende ihrer Tage zu Hause und im Bett beschieden wäre. Eichenholz und dreifaches Erz muß um die Brust gepaßt haben, wer zuerst sich aufs Meer wagte, — so singt der römische Dichter; die Seefahrt auf den nordischen Meeren braucht auch heute noch solche Naturen von Stahl und Eisen.

Amüsante Wissenschaft.

Der Stearinmotor. In folgendem führen wir einen ganz neuen Motor vor; er wird weder durch Dampf noch durch Elektrizität noch durch Druckluft getrieben, es ist dazu kein Kessel, kein Zylinder und kein Kolben erforderlich, er besteht — aus einer einfachen Stearinkerze! Man glaubt wohl, daß sei ein Scherz? Man nehme daher eine Kerze und mache selbst den Versuch.

Man stecke senkrecht zum Dachte auf beiden Seiten in die Mitte der Kerze je eine Stednadel, deren Spitze man vorher etwas angewärmt hat; diese beiden Nadeln bilden die Achse unsers Motors, weshalb man sie mit ihren freien Enden auf die Ständer von zwei Weingläsern legt.

Um den Motor in Bewegung zu setzen, zünde man die Kerze an beiden Enden an; sobald die Flammen etwas lebhafter zu werden beginnen, wird von dem einen Kerzenende ein Stearintropfen in eine der Untertassen fallen, die man zu diesem Zwecke vorzüglich unter die beiden Enden gestellt hat. Dadurch wird das Gleichgewicht unsers Schwebesystems gestört, und es senkt



Der Stearinmotor.

sich das andre Kerzenende, während dasjenige, das den Tropfen verloren hat, in die Höhe geht. Durch diese Bewegung werden aber aus dem nach abwärts gerichteten Kerzenende mehrere Tropfen herabgeträufelt, es wird infolgedessen das leichtere und schnell wieder empor, während das andre sich senkt. So geht es nun abwechselnd fort; die Bewegungen, die sich anfangs ziemlich langsam vollziehen, werden immer rascher, und die Kerze, die zuerst nur leichte Schwankungen machte, steht nunmehr, bald auf dieser, bald auf jener Seite, senkrecht auf dem Kopfe.

Es ist äußerst belustigend, diesem unregelmäßigen Schaukelspiel zu folgen, das nicht eher aufhört, als bis man die beiden Flammen ausbläst oder die Kerze sich ganz verzehrt hat, was etwa nach einer halben Stunde der Fall sein wird. Nun werden unsere Leserinnen fragen: „Eine schöne Verschwendung das, eine Kerze von zwei Enden aus abzubrennen!“ Doch mögen sie bedenken, daß man der Wissenschaft von Zeit zu Zeit ein kleines Opfer bringen muß, und daß die Kerzenfabrikanten auch leben wollen. Will man nun die Kraft unsers Kerzenmotors verwerten, so kann auch dies in leichter Weise geschehen, man braucht ihn nur durch dünne Drähtchen mit Pappfigürchen in Verbindung zu bringen, die ihre Glieder bewegen können, zum Beispiel mit einem Männchen am Sägebock, oder einem andern, das eine Glocke läutet und so fort. Die Kerze wird die Funktion der Balancierstange bei der älteren Form der Dampfmaschine ausüben, und man kann an ihren beiden Enden kleine Kolbenstangen anbringen, die sich in aufrechtstehenden Zylindern auf und ab bewegen; am einfachsten ist es jedoch, an einer Seite der Kerze einen schmalen Pappstreifen zu befestigen (was mit Stednadeln geschehen kann, wodurch man ihn auch in der richtigen Entfernung von den Flammen hält), auf dessen beide Enden man Pappfigürchen in stehender Stellung klebt; man erhält dadurch das hübsche Bild einer Balkenwaage, das namentlich den kleinen Zuschauern vielen Spaß machen wird.

Neue Bücher und Schriften.

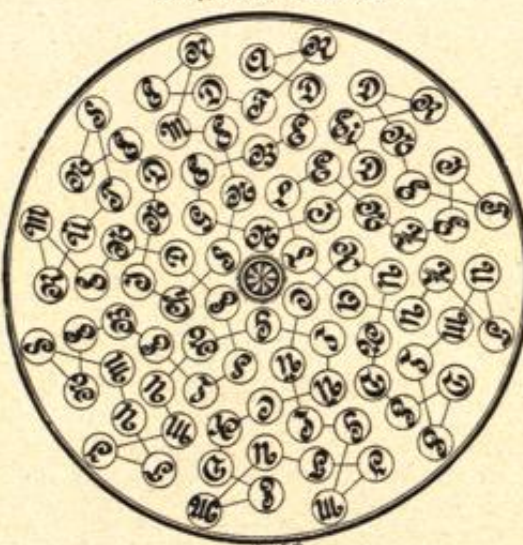
Dahn, Felix. Sämtliche Werke poetischen Inhalts. In 75 Bänden zu einer Mark oder in 21 Bänden gebunden. Leipzig, Breitkopf & Härtel. — Nicht leicht hat ein historischer Roman so tief das Denken der nachwachsenden Geschlechter beeinflusst, wie der „Kampf um Rom“. Das alte Germanentum in seinen glänzenden Vorzügen und Schattenseiten fand darin eine so bestechende Wiedergabe, daß der Dichter fortan in den weitesten Kreisen des deutschen Volkes als der berühmteste Dichter des Deutschtums galt. In einer langen Reihe nachfolgender Schöpfungen hat dann Felix Dahn die Geschichte des deutschen Volkes durch die Jahrhunderte der Völkermigration und des Mittelalters verfolgt. Für die nach Regionen zählenden Bereiche Dahn's wird diese erste Gesamtausgabe seiner poetischen Werke ein hochverehrtes Ereignis sein.

Reytag, Gustav. „Gesammelte Werke“. Zweite Auflage. Leipzig, S. Hirzel. — Mit dem eben erschienenen 17. Bande beginnen die so ungemein lehrreichen, lebendig-anschaulichen „Wörter aus der deutschen Vergangenheit“, eine Fülle glänzender und geistvoll geschilderter Kulturstudien, einzig in ihrer Art.

Spotti, Johanna. Geschichten für Kinder und auch für solche, welche die Kinder lieb haben. Gotha, Verlag von Friedrich Andreas Perthes. (Preis gebunden je 3 Mark.) — Frau Spotti in Zürich ist eine gottbegnadete Jugendbuchschreiberin, sie darf von sich sagen, sie habe erlebt, was sie geschrieben. Die Beobachtung der Wirklichkeit, die sanftere Erklärung eines reichen und tiefen Gemütslebens, dem auch die Prüfung durch Leiden und Schmerzen nicht erspart geblieben ist, und die anmutige, im besten Sinne gemeinverständliche Schilderung erklären die große Beliebtheit ihrer zahlreichen Schriften. „Heidis Welt- und Wanderjahre“ haben die jüngste, die Fortsetzung „Heidi kann brauchen, was es gelernt hat“ die größte, „Heimliches“ die erste Auflage erreicht. Eine bessere Empfehlung auch der übrigen zahlreichen Schriften der 1829 geborenen Schriftstellerin läßt sich kaum geben; sie hat in ihrem fünfundzwanzigjährigen literarischen Wirken, man darf sagen, nur Treffer gemacht, weil sie nie anders zur Feder griff, als wenn sie etwas zu sagen hatte. Hingewiesen sei noch besonders auf ihre „Geschichten für junge Mädchen“ und die „Geschichten für Jung und Alt im Bilde“, die sich als Geschenkbücher bei wichtigen Lebensabschnitten besonders eignen.

Allerlei Kurzweil.

Buchstabenornament.



Ergänzungsrätsel.

- In nachstehenden Sätzen bedeutet ! einen Komparativ von —.
1. Die frühlichen Vereinsbrüder führen von — weg in einem !
 2. Da der dicke Meier, wie immer, auch diesmal zu — war, rief er nach einem !
 3. Durchdacht und fein ist das — durchdacht und gemein der !
 4. Wie wohl war ihm, sah er am — und las im !
 5. Ein solider — ist gemeinlich auch ein solider !
 6. Nach ihres Verlobten, des jungen Reichsgrafen — ritt das Burgfräulein auf ihrem !
 7. Der junge Krieger war nichts weniger als — und doch nur !
 8. Da der liebende Jüngling nicht mehr — sein wollte, wurde er !

Worträtsel.

Was hängt am Küchenherd
So still und funkelt hell?
Was pfeifen auch die Pferde
Durch alle Straßen schnell?

Rösselsprung-Königszug.

zu	nen	ar.	vä.	nicht	stand	mat.	sacht	rem
die	men	voll.	gleich	fragt	der	ih.	gen	land
ih.	beit	kraft	nach	ter	ist	fr	bei.	nur
flu.	brim.	giebt	der	lie.	de	her.	in	die
men	des	ver.	gen	die	mensh.	sich	auf	auf
frei.	nicht	träu.	er.	grn	und	ih.	ver.	und
le.	zu	schen	zu	rim.	ganz	ben	rü.	se
tag	bens	höch.	gend	ja.	ren	se	ruft	se.
se				das				ret

Artikellrätsel.

Mit der bin ich ein freier Mann,
Mit das halt' ich in engem Bann.

Umstellrätsel.

Murat, Luzern, Dame, Haut, Braun, Turan, Trief, Labe, Preis, Rahm, Seife, Gris, Reiz, Alwin, Visa, Mehl, Thor, Rauch, Eton, Geier, Rebe, Laertes, Wagen, Kocan, Thor, Pirat, Rord, Stern, Ruh, Altar, Bost, Vord, Rheder, Laune, Roman, Pafel, Birne, Gbro, Emil, Linke, Freile, Reider, Tang, Pola, Trint, Thorn, Kangu, Tarent, Jiel, Leiche, Emir, Wahl, Pore, Geier, Laut.

Durch Umstellung der Buchstaben soll jedes der vorstehenden Wörter in ein andres Hauptwort verwandelt werden, so, daß die Anfangsbuchstaben der neuen Wörter einen Wahlspruch ergeben.

Auflösungen der Rätsel Seite 391.

Des Silberrätsels: Rätselgemeinde.
Des Worträtsels: Traber — Robe.
Des Bilderrätsels: Schulden, Alter und Tod schleichen unversehens ins Haus.

Des Wortschüttelrätsels: Spiechern — Pinfcher.

Des Leiterrätsels:

Polen

Lenau

Kuber

Berta

Raper

Pette

Lehen

Henna

Natur

Ur

Des Gegenfahrrätsels: Gemüßheit — Schwerebändiger — Jrtum — Ruhe — Kohert — Tadel — Dilettant — Erzähler — Rätsel — Meinungsverschiedenheit — Einschränkung — Reider — Saumseligkeit — Chor — Qader — Schmach — Ozean — Lodvogel — Ahne — Reflar — Gram — Enge — Ruine — Schwindler — Trauer — Rothschild — Gisteller — Bienenkorb — Todfeind.

Des Eingefandträtsels: Solothurn.

